Philosophie und Leben

6. JAHRGANG + 12. HEFT + DEZEMBER 1930

„Im Dienste der Volkseinheit erstrebt unsere Zeitschrift eine sachliche Aussprache der verschiedenen weltanschaulichen Richtungen."

Neue Kunst und neue Zeit

Von Friedrich Rotter

Neue Kunst und neue Zeit, ein Thema, das so viele Freunde und Gegner gefunden hat, so oft schon die Gemüter erhitzt und freudige Hoffnung und klagende Verzweiflung und hämische Ablehnung ausgelöst hat. Wie oft war schon zu diesem Thema von fachmännischer Seite gesprochen und Wort und Gedanke und Erfahrung ausgetauscht: sicher ein deutliches Zeichen, daß diese Frage nicht gestellt wurde und gestellt wird aus gekünstelter Problemlust und aus jämmerlicher Verachtung dessen, was uns die Vorfahren in der Kunst geschenkt, sondern daß sie kam aus der Not, der geistigen Not der Zeit und dem Drang echten, geraden Lebens. Darf sich hier nicht auch ein Laie erlauben, Gedanken und Meinungen dazu zu äußern? Wofür schafft denn der Künstler? Nicht doch bloß für sein Atelier, nicht bloß, um sich in seiner Schaffenskraft und in seinem Werk zu sonnen, sondern um einem hohen Prophetenamt zu dienen, um Wegebereiter und Weiser des Weges zu sein für solche, die nicht wie er begnadet sind, um durch seine innere Spannkraft glimmende Funken in den Herzen seiner Mitmenschen zum lodernden Brand zu entfachen. Wie bald hat man doch und wie rasch hat man in der Geschichte des Geistes, in der Geschichte des Kunstlebens den Satz: l'art pour l'art überwunden! So wollen wir im folgenden einen Blick werfen in das wogende Leben des neuen Kunstgestaltens und Kunstempfindens, und wir werden in all dem Wirrwarr und Chaos darin einen notwendigen Werdegang und letzte Wurzeln, die diesen Werdegang begründen und nähren, entdecken.

Die neuen Versuche, die neue Bewegung in der Kunst wird gemeinhin benannt als Expressionismus, als A u s d r u c k s kunst. Damit ist sprachlich der Gegensatz gekennzeichnet zu dem Impressionismus, der Kunstbewegung, die auf den unverarbeiteten E i n d r u c k abzielt und ihn darstellt. Der Sprache, der Sache und Geschichte nach gehören beide Richtungen zusammen. Der Expressionismus war sachlich durch den Impressionismus bedingt und folgte ihm auch in der zeitlichen Entwicklung naturgemäß nach. Läßt man ein Werk der letzteren Art erlebnismäßig auf sich wirken, so wird man entdecken, daß es sich hier nur um ein pas-

sives Aufnehmen handelt. Man setzt sich untätig dem sinnfälligen Eindruck des Gegenstandes oder des Vorganges aus. Die Farbe in ihrem Eigenleuchten und in ihrer Kontrastwirkung spielt hier eine ausschlaggebende Rolle. Der Gegenstand, die Landschaft, das Stilleben fällt nur soweit ins Auge und kommt nur soweit zum Bewußtsein, als leuchtende Farbe, brennendes Rot, düsteres Blau, glühendes Purpur in Erscheinung tritt. Saubere Konturen und deutliche Umrisse von Gegenständen fallen hier weg, Tiefenwirkung und Perspektive spielen hier keine Rolle. Subjektiv erlebt man das Bild, den Gegenstand in einem Berücktsein von dem Leben und Wirken, Strahlen und Leuchten und Flimmern der Farbe. Man erlebt hier den Gegenstand in seiner sinnlichen Erscheinungsweise, man verzichtet auf jede weitere Überlegung und Reflexion, man will hier gar nicht zum Wesen durchdringen und eine über den Wolken schwebende Idee schauen, sondern man ist begeistert über die Sinnfälligkeit; nichts als die Freude über den Schimmer und das Leuchten und Glühen der Farbe. Man ist überwunden und berauscht von dem, was in das Auge fällt und vergißt in dieser Begeisterung und verzichtet in diesem Rausch der Sinne über die Farbe auf die Gliederung und Abgrenzung und Kontur des Wirklichen. Soll man über diese Weise des Erlebnisses oder besser gesagt, über diese Stufe sofort mit der Geißel der Kritik herfallen? Mit ihr ist wohl das Erlebnis des Gegenstandes in künstlerischer Weise noch nicht vollendet, aber ein lebendiges Auffassen des Gegenstandes kann ohne sie nicht auskommen, muß vielmehr auf ihr fußen und gründen. Dies die Stufe des Erlebnisses, die sich mit dem „Eindruck", der Impression abgibt, und, wenn sie sich hiermit zufriedengibt und begnügt, die Kunsttheorie und Kunstströmung des Impressionismus zeitigt. Doch ist letzterer eben nur eine Strömung, muß eben verströmen, um Forderungen Platz zu machen, die das künstlerische Erlebnis von Natur aus psychologisch und sachlich zwangsmäßig fordert.

So setzt hier ein mächtiger und gewaltiger Protest ein, ein Protest, der aus den Tiefen der Seele kommt und aus der Kraft ihrer schöpferischen Fähigkeit. Man *kann nicht* stehenbleiben bei dem Jubel über Farbenfreude und Sinnenfreude, man kann nicht bei all der Freude über die Wirklichkeitsnähe des Gegenstandes, bei all der Lust — um einen Ausdruck aus einem anderen Sinnesgebiet zu nehmen — über den „Erdgeruch" des Wirklichen, die doch nur ein leerer, persönlicher Zustand ist, darauf verzichten, zu dem einzelnen Wirklichen vorzudringen. Nicht bloß die philosophische Erkenntnis, sondern auch die künstlerische Schau bedarf eines abgegrenzten Gegenstandes mit Konturen und Abschattung und Tiefengang. Künstlerische Schau ist nicht bloß ein subjektiver Zustand, ein Sichbegnügen mit dem sinnfälligen Eindruck und der psychischen Auslösung, sondern ist ein schöpferischer Vorgang, ist ein Erschaffen des

Gegenstandes. Gegen obige Verengerung und Reduzierung des auffassenden Erlebnisses in der Kunst protestiert das Persönlichste im Menschen, sein Schaffens- und Schöpferdrang. Hier kommt die Herrschaft des Geistes zur Geltung, hier im schöpferischen Gestalten des Gegenstandes haben wir einen gewaltigen Aufbruch aus dem Innersten des Menschen. Dieser Schaffensdrang und Schöpferdrang ist es nun, der gegenüber dem passiven Aufnehmen der Impression, des Eindruckes jetzt in der folgenden Kunstströmung besonders in Erscheinung tritt und Beachtung erfährt. Jetzt hat man seine Freude daran, die selbständige, schöpferhafte Reaktion und Auslösung auf die Impression hin zu verfolgen und diesen inneren Vorgang im künstlerischen Erlebnis zum „Ausdruck", zur Expression zu bringen. Damit war die neue Richtung, wenn man es so nennen darf, gewonnen und geboren. Doch lag es in dem Sinn und innersten Wesen dieser neuen Aufmerksamkeitsrichtung und Betrachtungsweise, nicht bloß bei dem Schauspiel dieser Reaktion und schöpferischen Verarbeitung der Impression, der „Farbe", stehenzubleiben und bei der Schilderung dieses subjektiven Aufbruchs dauernd zu verweilen, sondern auf den Gegenstand selbst abzuzielen. Wir haben also hier gegenüber dem Impressionismus nicht nur eine Richtungsänderung, statt einer Richtung von außen nach innen eine Richtung von innen nach außen, sondern ein bedeutendes Mehr. Man will nicht bloß den subjektiven Zustand haben, sondern auch den Gegenstand, nicht bloß die Farbe am Gegenstand, sondern auch die geschaffene Gestaltform. Will man hier ein Werturteil fällen, so muß man sagen: Es liegt hier ein großer Fortschritt vor. Kunsterleben ist mehr als fähig sein, auf „Farbe" lebendig und stürmisch und fein empfindend zu reagieren. Es ist ganz wesensmäßig ein Schaffen aus tiefster Tiefe des Menschen heraus, um Wesen und Idee an einem einzelnen Wirklichen zu schauen. — Das Achthaben auf dieses innere Müssen in der künstlerischen Gestaltung hat zu dem Ausdruck des Expressionismus geführt und zu einem Verweilen bei einer Stufe des Erlebnisses, das nur zeitbedingt ist, in Wirklichkeit aber nur eine Etappe in dem Ganzen des Erlebnisses überhaupt darstellt. Das letzte Ziel ist erst erreicht, wenn in Zusammenfassung aller Momente, der zart vibrierenden Reaktion auf die Farbe, des Schauspiels der aufbrechenden Gestaltungskräfte, das bewußt vor sich geht, und der Schau der Idee und des Wesens am Wirklichen die ästhetische Schau abgerundet ist.

Dies eine Rechtfertigung des Neuen aus der Kunstrichtung der vergangenen Jahrzehnte. Doch bedeutet Kunst nicht einen isolierten Abschnitt und losgelösten Bezirk innerhalb des ganzen Kulturgeschehens. *Ein* Nerv, *ein* Geist, *eine* Welle zittert durch das Ganze, das von dem *einen* menschlichen Geist geschaffen wird. So werden wir die Wurzeln einer neuen Kunstbewegung auch in der gesamten kulturellen Lage zu suchen

haben. Wir leben an einer Zeitenwende, gleichgültig, ob jemand religiös und konfessionell festgelegt ist oder nicht, gleichgültig auch, ob einer das Weltgeschehen als eine sich stets wiederholende Pendelbewegung faßt oder an eine schöpferische Entwicklung zu Neuem glaubt. Jeder weiß und fühlt es, daß wir in einem Übergangsstadium stehen. Kein Zweifel aber dann, daß in solcher Zeit, in einer Übergangszeit der seelische Hintergrund, aus dem das Kunsterleben und Kunstschaffen hervorgeht, ein ganz anderer ist wie etwa in einer ruhig dahinlaufenden Zeitperiode, deren Antlitz geklärt und entschleiert ist. Verzweiflung, Hoffnung, Schwanken, hurtig Voranschreiten und Anhalten, Lieben und Hassen, Tag und Nacht bilden die wild zerfurchten Abgründe, durch die empfindende Menschen jüngst vergangener und noch jetzt stürmender Zeit gehen und gehen mußten. Wenn so der seelische Hintergrund ist, dann wird auch das Werk, das sich von ihm abhebt, einen gleichen oder ähnlichen Charakter haben, wenigstens insofern, als durch die Weise und Form der Darstellung, auch wenn das Darzustellende auf anderem Gebiete liegt, jener seelische Grundton hindurchzittert. Kein Wunder, wenn dann die Linienführung nicht so abgerundet ist und nicht mehr „klassische" Ruhe verrät, sondern hart und vielleicht schroff den Gegenstand zeichnet. Was sollen wir dann staunen, wenn über der Formung des Gegenstandes nicht mehr platonische, aus dem Überirdischen, dem topos ouranios, herübergrüßende Stille liegt, sondern der unmittelbare Lebenshauch des einzeln Wirklichen entgegenglüht, wenn harte Züge den harten Kampf des Zeichnenden und die harte, unmittelbare Wirklichkeit des Gezeichneten verraten. Muß man in allen Zeiten und Perioden wild gaukelnde Schnörkel und übersättigte Ornamentkunst lieben? Auch wird man in stürmischen Zeiten, wo die Frage nach dem Wesentlichen und Innerlichsten im Menschen und Ding und in der Welt das Gemüt voranhetzt, keine Muse haben, in liebender Kleinmalerei ausschließlich das Detail herauszuheben, in geruhsamer und ungestörter Hingabe Kleines und Kleinstes dem Auge und Gemüt vorzuführen. Die formende Hingabe wird dann vielmehr gleich einem Sturzbach das große Ziel erreichen wollen.

Auch hier könnte ein vorsichtiges, vielleicht allzu vorsichtiges Prüfen einen Stein zum Anstoß finden. Dürfen denn die Launen einer Zeitenwende, die tosenden Wasser einer stürmend fließenden Zeit in den ewigen, ja göttlichen Bereich der Kunst hereinebben? Bedeutet dies nicht eine Pseudokunst? Darf man da nicht gegenüber dieser Sorge das Lessingsche Wort zur Rettung rufen, das Wort, daß die Suche tiefer den Menschen packe als der ruhige Besitz? Will man auch diesem Wort nicht absolute Richtigkeit zuerkennen, so betrifft es doch etwas Gerades und Echtes und Tiefes im Menschen. Auch die glühendste Dynamik hat nicht bloß einen Reiz, sondern auch einen Wert. Dies will sich zeigen,

wenn man diese Betrachtungsweise, die auf das Psychologische abzielt, eine Achsendrehung machen läßt und die sachliche Seite hervorkehrt. Der mächtige und jugendfrische Taktschlag werdender Zeit ist der Meißel, der die Konturen des Zukünftigen umreißt und heraushebt. Die Züge der kommenden Form- und Kunstauffassung müssen am Werk, das jetzt geschaffen, am Versuch, der jetzt schüchtern in die Welt tritt, offenbar werden. Dem klaren Bewußtwerden muß ein Ahnen vorausgehen. — Was ist's mit dem Ewigkeitshauch, der die Kunst und das Künstlerische umweht? Es ist doch nicht die dumpfe Luft, die eine isolierte Idylle fern ab vom Leben kennzeichnet, sondern es ist doch der Odem und der Sturmhauch, der vom mächtigen Schreiten des Menschengeistes nach ewigen inneren Gesetzen ausgeht.

So kann einem neuen Wollen der innere Wert nicht abgesprochen werden.

Der Zusammenhang dieser künstlerischen Strömung mit dem Ganzen des menschlichen Geistes und der geistesgeschichtlichen Entwicklung ist aber erst dann geklärt und einigermaßen offenbar, wenn man die aus der Geschichte der Philosophie bekannten Analoga hierzu herbeizieht. Dann wird sich die Sicht, freilich mehr ein Ahnen als Erkennen, ergeben für den inneren Zusammenhang, für die fortlaufende Kontinuität des Geistes, des Geistes-*Lebens* überhaupt. Der Blick auf den Impressionismus ergibt als Analogon die empiristische Auffassung der Erkenntnis, wie sie hauptsächlich die englische Philosophie aufweist im 18. und 19. Jahrhundert. Nur der Name John Lockes braucht hier genannt zu werden. Die Überbetonung der Anschauung, der Verzicht auf rationale Verarbeitung und Formung, psychologisch-reflexiv gesehen, die entdeckerhafte Freude an der Sinnenhaftigkeit der Welt — freilich ergab sich als paradoxer Gegenpol der Immanenzstandpunkt —, dies sind die gleichen Äußerungen der neuen Einstellung, wie wir sie oben auf künstlerischem Gebiet gesehen haben. Und sprachen wir oben von dem Protest des Geistigen, des Schöpferhaften im Menschen in bezug auf das künstlerische Erleben und Schaffen, so brauchen wir hier in bezug auf die Philosophie nur Kant zu nennen, um den geistigen Zusammenhang zu sehen. Diese beiden Parallelen betreffen, wie man sieht, das subjektive Erlebnis, die subjektive Schau oder Erkenntnis, betreffen das aus dem Zentrum der Person herkommende Schaffen oder Konstruieren des Gegenstandes. Achtet man nun endlich darauf, wie — in sachlicher, objektiver Hinsicht — künstlerisch oder erkenntnismäßig-philosophisch, man jetzt den *Gegenstand* schauen will und was man *an ihm* erleben oder erkennen will, so ergibt sich eine neue Parallele. Immer größer keimt das Wollen in der philosophischen Erkenntnis, auch den Gegenstand in seiner konkreten Einzelheit zu erfassen und nicht bloß abzuzielen auf sein ideal-allgemeines

Wesen, sondern auf seine individuelle, singuläre, konkrete Wirklichkeit und Wirksamkeit, ein Wollen, das neuzeitliches Denken kennzeichnet gegenüber dem mittelalterlichen Denken. Mag nicht der parallele Zug auch in der neuen Kunstströmung vorhanden sein, als ihr Wesenszug nach der objektiven Seite hin? Will man da nicht etwa in der Darstellung eines Sämanns etwa den konkret vor sich gehenden Verlauf der Bewegung und der Arbeit überhaupt erfassen, miterleben? Nicht hat man bei der Figur eines Asketen neuzeitlicher Auffassung und Formung die abstrakte Idee der Askese überhaupt im Auge, sondern man meint das unmittelbar wirkliche Ringen und Sichvertiefen in letzte Absurditäten menschlicher Albernheiten zu erfassen. Fern soll es liegen, um des Reizes eines Schemas willen künstliche Parallelen aufweisen zu wollen. Doch sind Kunst und Philosophie voneinander losgelöste Bezirke des Menschlichen und Geistigen? Wenn nicht, was soll es uns verwundern, wenn eine gleiche — formale — Struktur durch das Große-Gewaltige geht, was man geistiges Leben nennt. Hier steigt dann ein gewaltiges hohes Ahnen auf von einer letzten großen Einheit, von einer dem Metaphysischen angehörenden Synthese und von der herrlichen Spannweite der großen Geister, die dieses Letzte nicht bloß begrifflich erkennen, sondern in der Lebenseinheit ihrer Person miterleben.

Gibt es eine „Duplizität der Ereignisse“?

Von Walter Köhler

Die technische Vollendung der Nachrichtenübermittlung und Berichterstattung ist von dem Vor- und Nachteil begleitet, alle an allem teilnehmen zu lassen, was in der Kulturwelt geschieht. Da das Miterleben zum großen Teil ein Miterleiden ist, liegt in der Leistungsfähigkeit der Presse wegen der Gefühlsbelastung breiter Schichten ein Geschenk von einigermaßen bedenklichem Wert. Die Erweiterung des Horizonts löst aber bei einzelnen besinnlichen Naturen nicht nur Gefühlsreaktionen aus, sondern läßt bei ihnen durch innere Verarbeitung all der verschiedenen Zeitungsmeldungen etwas entstehen, was in das Gebiet philosophischer Weltanschauung fällt. In diesem geistigen Bezirk ist die Formel von der „Duplizität der Ereignisse“ entstanden, die von Zeitungsleuten und -lesern vielfach angewandt wird, wenn zwei bemerkenswerte Ereignisse gleicher oder ähnlicher Art innerhalb einer kurzen Zeitspanne das Interesse oder Mitgefühl der Öffentlichkeit in Anspruch nehmen.

Was ist es mit dieser „Duplizität der Ereignisse“? Ist sie eine Laune des Naturgeschehens, ein Spiel des Schicksals, Zufall — oder ist sie durch ein geheimnisvolles Naturgesetz bedingt?

Der Ausdruck „Duplizität der Ereignisse" hat nur dann einen Sinn, wenn er mit dem Anspruch angewandt wird, daß durch ihn ein Naturgesetz gekennzeichnet werden soll, welches das Bestehen eines Zusammenhanges der beiden gleichen oder ähnlichen Vorfälle zum Inhalt hat. So sehr wir gewohnt sind, mit der unbedingten Verläßlichkeit und undurchbrochenen Gültigkeit der aus dem Naturgeschehen abstrahierten Naturgesetze zu rechnen, so gehört es doch zum Bestand moderner naturwissenschaftlicher Erkenntnis, daß die Naturgesetze im Grunde genommen nur Gesetze beschreibender Art sind und keine „Erklärung" der Naturerscheinungen liefern. Jedesmal, wenn wir einen vom Boden erhobenen Stein loslassen, fällt er zu Boden. Worin die „Schwerkraft", die „Anziehung der Massen" besteht, sucht die exakte Naturforschung nicht zu ergründen, sondern sie begnügt sich damit, das Fallen des Steines zu beschreiben. Das Material für die Beschreibung bietet das zweckmäßig angeordnete und beliebig oft wiederholte Experiment. Der Mensch ist dabei Herr der Dinge, die ihm ermöglichen, seine Beobachtungen in den Naturgesetzen abstrakt zu formulieren. Die Vorgänge sind dabei absolut Objekt seiner Beobachtung und Aufmerksamkeit. Wie verhält es sich aber mit der Erfassung der Ereignisse, die das „Gesetz der Serie" zum Inhalt hat? Es liegt in deren Wesen, daß sich bei ihrer Erforschung nur solche Vorgänge als Beobachtungsmaterial bieten, die — aus später zu erörterndem Grunde — seine besondere Aufmerksamkeit erregen und ferner, daß für ihn nur eine unvollkommene Aneinanderreihung von Tatsachen vorliegt, nicht eine erschöpfende Statistik, die mit ausreichender Sicherheit allgemeine Rückschlüsse zu ziehen erlauben würde. Der Fülle der tatsächlichen Ereignisse und der großen Zahl von Erlebnissen, die erforderlich wären, um ein allgemeines Gesetz auf diesem Gebiete zu formen, steht die beschränkte Kapazität der menschlichen Erlebnisfähigkeit und Aufmerksamkeit gegenüber, die den Beobachtungen jeden statistischen Wert nimmt und den beobachtenden Ereignissen Zufallscharakter verleiht.

Wenn nun die Frage gestellt wird, ob es Zufall sei, wenn innerhalb einer kurzen Zeitspanne zwei Häuser durch Explosionen vernichtet werden, wenn wir in demselben Zeitungsexemplar von einem Kinobrand in Italien und einem solchen in Nordamerika lesen, wenn wir jahrelang aus unserem Gesichtskreis entschwundenen Personen in kurzen Intervallen begegnen, so muß einer befriedigenden Antwort eine kurze Besinnung über das Wesen des Zufalls vorausgehen.

Abgesehen von gewissen Erscheinungen im feinstofflichen Aufbau der Materie und von gewissen in der kinetischen Gastheorie behandelten Vorgängen, die nach neuesten Forschungen eine Bresche in die Allgültigkeit des Dogmas der Kausalität zu schlagen scheinen, kann der Grund-

satz, daß keine Wirkung ohne bestimmte Ursache entsteht, und daß gleiche Ursachen gleiche Wirkungen ergeben, als unumstößliches Axiom angesehen werden. Alles was geschieht, geschieht danach bedingt, d. h. vorherbestimmt. Alle Ereignisse sind in eine Kette von Ursache und Wirkung eingegliedert, jedes ist zugleich Wirkung des vorhergegangenen und Ursache des folgenden. Fassen wir nur eine dieser Kausalreihen ins Auge, so können wir ihren Verlauf auf Grund unserer Naturerkenntnisse auf kurze Strecke vorhersagen; wir wissen, daß der vom Boden erhobene Stein zur Erde fallen wird, wenn wir ihn loslassen. In der Wirklichkeit setzt sich aber das Schicksal eines Dinges von Ewigkeit zu Ewigkeit fort, so daß wir weitere Distanzen der auch nur einen Gegenstand betreffenden Kausalreihe nicht überblicken können. In mannigfacher Weise schneiden sich nun ungezählte Wirkungsreihen, und jede beeinflußt die sie kreuzende. Trifft unsere eigene Schicksalslinie, eine teilweise von psychischen Faktoren bedingte Kausalreihe, mit der Schicksalslinie eines Dinges außerhalb unserer Person zusammen, und findet dieses Zusammentreffen unter Umständen statt, die — wie fast immer im wirklichen Leben — ein Überblicken der außerpersönlichen Kausalreihe nicht zulassen, so entsteht dabei eine — für uns unvorhergesehene — Einwirkung auf unser eigenes Schicksal, deren nächstliegende Ursache wir gemeinhin Zufall nennen. Ob nun zwei oder mehrere Ereignisse gleicher Art, die unsere Aufmerksamkeit durch eigenes Erleben (sei es auch nur jenes der Zeitungslektüre) fesseln, in chaotischer Unregelmäßigkeit oder in erkennbarer Regelmäßigkeit auftreten, hängt von der vergleichsweise geometrischen Gestalt ab, welche die in Betracht kommenden (zwei oder mehreren) Kausalreihen mit unserer eigenen Schicksalslinie bilden. Laufen die außerpersönlichen Kausalreihen divergierend, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß unsere Schicksalslinie sie kreuzt, geringer, als wenn sie parallel gehen. Wenn die einmalige Tagesarbeit eines Dachdeckers infolge vorhergegangener schädlicher Alkoholwirkung minder sorgsam ausgeführt war, und dann nach Jahren ein Dachziegel einem biederen Beamten vor die Füße fällt, so ist es nicht so ganz unwahrscheinlich, daß die aus derselben Ursprungsquelle kommende Kausalreihe dem Beamten auch an einem der folgenden Tage einen Dachziegel vor die Füße führt. Nimmt man dagegen an, daß dem Dachdecker schlechtes Material geliefert worden war, das er beim Decken zweier Häuser in verschiedenen Stadtgegenden verwandt hat, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß der Beamte Zeuge des Absturzes je eines Ziegelsteines von diesen beiden Häusern wird, sehr gering. Immer aber ist Bedingung für das Erleben einer Duplizität, daß unsere Schicksalslinie, die von innen und außen bestimmte Kausalreihe unserer eigenen Person, zwei Kausalreihen schneidet, die hinsichtlich des Ursprungs oder des Substrats eine gleiche

Komponente aufweisen. Die Unübersehbarkeit macht die Schnittpunkte zu Zufällen.

Des alten Heraklit Wort vom ewigen Fluß aller Dinge weist in das Gebiet jener Naturphilosophie der Alten, bei der nüchterne Betrachtung nicht gern eine Anleihe macht. Aber was sich im engen Bezirk des Einzeldaseins an Beobachtungsmaterial bietet, läßt die Richtigkeit seines Ausspruches erkennen. Es besteht im lebendigen Getriebe der Welt eine unaufhörliche gegenseitige Einflußnahme aller uns umgebenden Realitäten, ein ständiges Kreuzen und einander Modifizieren unzähliger Kausalreihen aus Zeit und Raum. Vieles ist verschieden, vieles ähnlich und gleich, was geschieht. Mit unserer relativ geringen Erlebnis- und Aufnahmefähigkeit nehmen wir — auf kurze Distanz — einen kleinen Ausschnitt aus dem Geschehen wahr, worin wieder Verschiedenes, Ähnliches und Gleiches enthalten ist. Die psychologische Fähigkeit der gedanklichen Assoziation hebt nun einen Teil dieser Erlebnisse, die gleichen und ähnlichen, aus all den übrigen heraus und verleiht ihnen besondere Beachtung und Bedeutung, während die Einzelvorfälle einfach hingenommen, je nach ihrer Wichtigkeit für den Erlebenden mehr oder weniger bemerkt werden.

Die unübersehbare Menge der Ereignisse, von denen in unserem individuellen Leben ein kleiner Teil Erlebnisse werden, gliedert sich in unserem Bewußtsein zu verschiedenen Kombinationen. Von diesen ist das größte Quantum qualitativ von eigener Art, eines nicht ähnlich dem andern (Einzelereignisse). Ein geringerer Teil wird einander ähnlich, ein noch kleinerer einander gleich sein. Wäre dies — auf eine, an unserer Erlebnisfähigkeit gemessen, große Zahl von Ereignissen bezogen — n i c h t der Fall, so müßte uns dies erst recht als ein Wunder erscheinen, da alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß unter einer großen Zahl (für unseren Einblick voneinander unabhängiger) Vorfälle nicht immer solche anderer Qualität aufeinander folgen, sondern hie und da auch ähnliche und gleiche. Die Erfahrung lehrt uns, und die Wahrscheinlichkeitsrechnung gibt uns zahlenmäßigen Aufschluß darüber, daß ein Spielwürfel bei oftmaligem Werfen nicht in ununterbrochener Aufeinanderfolge immer eine andere Zahl von Augen als die vorige nach oben kehrt, sondern daß dann und wann zweimal, vielleicht dreimal dieselbe Zahl nach oben zu liegen kommt, ebenso daß mehrere Würfel hie und da eine Serie von gleichen Augen aufweisen. In gleicher Weise erleben wir in der Welt der Dinge des äußeren Lebens gelegentlich Serien gleicher Vorfälle. Könnten wir alle Vorfälle zählen, d. h. zu Erlebnissen machen, so würden wir finden, daß die wenigen Serien, die wir beobachten, durchaus in den Grenzen der Häufigkeit liegen, die ihnen wahrscheinlichkeitstheoretisch zukommt.

Wir überschätzen die Häufigkeit der Serien, weil wir, durch die Funktion der Assoziationsfähigkeit geleitet, immer die Ausnahmefälle zählen und sie mit dem Schimmer des Geheimnisses umgeben. Die unzähligen Einzelereignisse aber werden lediglich als Ergebnisse des unerforschlichen Zufalls registriert, ohne daß ihnen eine besondere Bedeutung innerhalb des Gesamtgeschehens, ein tieferer Sinn zugeschrieben würde. Das menschliche Gedächtnis ist aber eine gute Schatzkammer. Vollzieht sich später, aber in kurzem Zeitabstand, in unserem Leben ein gleiches oder ähnliches Ereignis, so wird das erste als Erinnerungsbild in uns lebendig, und unser „Kausalbedürfnis" beachtet nicht die Existenz der Wahrscheinlichkeit, sondern sucht — nicht einen (meist vergeblichen) Rückblick auf einen etwaigen gemeinsamen Ursprung der Kausalreihen, die unsere Schicksalslinie gekreuzt haben, auch keine Erklärung der menschlichen Assoziationsfähigkeit, sondern einen geheimnisvollen Zusammenhang, ein rätselhaftes „Gesetz der Serie". Es unterscheidet sich von den wahren Naturgesetzen, wie leicht verständlich, durch den Umstand, daß die letzteren Abstraktionen aus beobachteten und statistisch in absoluter Ausnahmelosigkeit vorgefundenen Natursachverhalte, diese letzteren rein Objekt der Beobachtung sind, während beim Erleben von Duplizitäten das Erleben als subjektive Komponente mitspielt und die Ereignispaare als Beobachtungsmaterial wertlos macht. Es ist dabei kein objektiver Tatbestand, sondern nur ein für wissenschaftliche Abstraktion nicht brauchbares Gemenge von Objektivem und Subjektivem gegeben. Die Antwort auf die Frage nach der Existenz einer „Duplizität der Ereignisse" kann daher einerseits nur in der Aufforderung liegen, ihren etwaigen gemeinsamen Ursprung festzustellen und sie bei negativem Ausfall der Bemühung als Zufälle anzusehen, andererseits in der Warnung, aus solchen sukzessiven Zufällen, um die die Erinnerung ein gemeinsames Band schlingt, nachträglich einen eigengesetzlichen Tatbestand zu konstruieren. Wo gegen diese Forderung und Warnung verstoßen wird, liegt ein Fehlurteil vor, dessen innerster Grund in dem Umstand gegeben ist, daß sich psychologisches Denken nicht notwendig und nicht immer mit logischem deckt.

Zeit

Von Julius Hadenfeldt

Was uns alle Tage begegnet, womit wir in ständiger Berührung sind, das sinkt zu etwas Gewöhnlichem und Alltäglichem herab und wird darum wenig oder gar nicht mehr beachtet. Und wenn es im Wesen noch so wunderbar ist, so daß die größten Denker es zum Ausgangspunkt ihrer Betrachtung machten und doch nicht ergründen konnten — es wird durch

den täglichen Umgang zu einer profanen Sache. Eben dies gilt auch von dem Wunderbaren, das wir so selbstverständlich und einfach als „Zeit“ bezeichnen.

Wir wollen auch heute nicht in Worte fassen, was sich im Grunde doch nicht in Worte fassen läßt, aber wir wollen von Zeit zu Zeit eine Pause machen bei unserer gewohnheitsmäßigen Arbeit und dann innehalten und einmal über die täglichen Dinge hinwegblicken. Wir wollen versuchen, nach Feierabend uns in die sorgenfreien Ebenen emporzuschwingen und dann schweigend und still dem Ticken unserer Wanduhr lauschen und so den „Strom der Zeit“ an uns vorübergehen lassen, damit unser Herz nicht rostig werde in der heutigen Welt, die keine Phantasie und Märchen kennt. Doch lerne in der Stille und Einsamkeit lauschen, dann mag wohl ein Empfinden in dir aufsteigen, daß es auf unserer Erde doch etwas Besseres gibt, „als all ihr Schmerz und Lust“. — Wenn dann mit solcher Stimmung eine Sehnsucht nach höheren Gefilden erwacht, da wird unser Herz auch etwas von der Unendlichkeit der Zeit spüren und etwas Geheimnisvolles ahnen, das dem Ausdruck durch Worte flieht und sich allein im Schweigen offenbart. — — —

So geheimnisvoll, verschleiert und verhüllt ist auch das, was wir so einfach mit Zeit benennen. Wir erleben nur immer Momente, Augenblicke und sprechen darum mit Recht von der Enge unseres Bewußtseins. Wieviel, wieviel! was für ein Meer und Ozean von Zeit und Geschehnissen in der Zeit rauscht von Sekunde zu Sekunde vorüber, ohne von uns gedacht, gewußt, ja jemals erkannt zu werden! — — —

Was für eine kleine Fläche überschauen wir doch! Auch wir empfinden dann ähnlich, wie der große Newton einmal sich ausdrückte, wenn er bekennt, er käme sich vor in seinem Leben, als habe er am Ufer des Meeres mit Muscheln gespielt und dort breite sich für ihn der große unbekannte Ozean aus. Wir Menschen stehen auch alle am unendlichen Ozean der Zeit und überschauen die Welt, so weit unser Horizont, unser Bewußtsein reicht. Soweit wir denken und empfinden, soviel leben wir! Das Denken macht den wahren Menschen; denn der Mensch ist nicht mit Speise und Trank zufriedengestellt. Denken und Erkennen sind ihm Lebensnotwendigkeiten. Ausgerüstet mit den Spannkräften seiner Gedanken durchstreift er die Welt, und von ihm kann man wie vom Schützen sagen: ihm gehört das Weite, was sein Pfeil, sein Gedanke erreicht. Sobald aber der Mensch erkannt hat, daß der Gedankenreichtum, das Erkennen, den Menschen ausmacht, und nicht der äußere Besitz mit allem Drum und Dran, wird er sich nicht um des Mammons willen in die alltäglichen Geschäfte verlieren oder darin aufgehen, um so das Beste zu verlieren. Nein, die Zeit wird ihm zu einer kostbaren Sache an sich. Und sie wird ihm immer köstlicher, je mehr er

erkennen kann. Und nun erst bekommt das ganze Leben mit seinen mannigfaltigen Interessen einen neuen Sinn für ihn. Die Zeit, die ihm sonst gar nichtig schien oder besser ihm gar nicht zum Bewußtsein kam, erscheint ihm nun als das höchste und schönste Gut auf der Welt, ja, sie wird ihm zu einem Goldklumpen, wie im Märchen von „Hans im Glück", der so groß wie „Hansens Kopf" war. Aber er hat dann auch begriffen, daß er die Zeit nicht veräußerlichen darf, und weiß, wer ihm unnütz seine Zeit nimmt, der bestiehlt ihn. Andererseits erkennt er ebensowohl, daß die Zeit ein Unterpfand ist, über dessen Gebrauch er einmal Rechenschaft geben muß. Und so verbindet sich mit der Erkenntnis vom unbezahlbaren Wert der Zeit gleichzeitig ein tiefes Verantwortlichkeitsgefühl hinsichtlich des besten Gebrauchs dieser Zeit. — — —

Der große Denker von Königsberg, Immanuel Kant, nennt die Zeit eine „Anschauungsform". — Ohne das Rätsel der Zeit lösen zu wollen, könnte man wohl die Zeit mit einem Ackerboden vergleichen, den jeder Mensch nach seinen Gaben und Kräften zu bestellen hat. Es ist auch hier wie im Naturleben: „Was der Mensch säet, das wird er ernten." Aus den Taten und Gedanken unserer Vergangenheit erwächst und sprießt immerfort unsere Gegenwart, und unser jetziges Tun und Lassen fällt ebenfalls in die Furche der Zeit und bildet somit die Aussaat für die zukünftige Ernte. Darum sagt auch unser Schiller mit Recht in seinem Epigramm vom Sämann: „Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat. Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich, Taten zu streuen, die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?" — — — In mancher Hinsicht dürfte man wohl auch die Zeit mit einem Film vergleichen, der stetig vorüberrollt und unser Leben mit unserm Denken, Tun und Treiben aufnimmt und wieder darstellt in unendlichen Variationen. Nur fehlt bei diesem Vergleich ein wichtiger Faktor — das Wachstum der sich fortwährend in der Zeit abspielenden Gedanken und Geschehnisse kommt bei diesem Gleichnis nicht so zum Ausdruck. Die Schnelligkeit scheint uns Menschenkindern oft ein Charakterzug der Zeit zu sein, aber doch erst dann, wenn sie hinter uns liegt und wir die Vergangenheit in unserer Erinnerung einmal betrachten. Ja, dann ist sie dahingeeilt, „als flögen wir davon". Wie ganz anders erscheint uns die Zeit, wenn wir in die Zukunft blicken, und insbesondere, wenn wir da etwas erhoffen, ja, dann können wir — wie es dann immer heißt — gar nicht erst die Zeit abwarten; wie langsam gehen da die Tage und Stunden! — Noch langsamer geht die Zeit, wenn Sorge, Krankheit und Fieberzustände uns Menschenkinder heimsuchen. Wollen dann nicht die schlaflosen Nächte zu Ewigkeiten werden? — Sehen wir nicht aus allem, wie das Zeitmaß sich im Grunde nach dem jeweiligen Genußzustande des Menschen richtet

und genau damit Schritt hält. So wird die uns äußerlich völlig gleich verlaufende Zeit bei tieferer Betrachtung mannigfaltig und verschieden, wie die Menschen denken und sind. Ja, man begreift, daß jeder Mensch seine eigene Zeit lebt. Was wir Menschen darum so einfach Zeit nennen, wird — wenn wir es so betrachten — für jeden einzelnen etwas Individuelles, Verschiedenes und Eigenartiges, das die Färbung nach dem Zustande, der Denkweise und dem Charakter der betreffenden Person erhält. Die Zeit ist somit dem Menschen völlig angepaßt, und jeder erlebt sie auf seine Weise. Jeder hat also seine Zeit, erlebt seine Zeit, schaut seine Zeit auf seine ihm eigentümliche Weise: die Zeit ist — um mit den Worten des großen Königsberger Denkers zu sprechen — die „Anschauungsform" seines Lebens und ein Spiegel des eigenen Ichs.

[So hat Kant seine Lehren, die Zeit sei eine „Form" unserer Anschauung, allerdings nicht gemeint. Er wollte sagen: Die Zeit ist nicht eine von unserem Geist unabhängige Wirklichkeit, kein „Ding an sich" — sie wäre ja ein „Unding" in ihrer Grenzenlosigkeit — ja, er geht so weit, zu behaupten: der Zeit entspricht überhaupt nichts am „Ding an sich". Sie ist also nach Kant „Erzeugnis" unseres Geistes, aber streng gesetzmäßiges Erzeugnis. Er denkt dabei gleichsam an unsere „offizielle", für alle einzelnen übereinstimmende „objektive" Zeit, die unsere Uhren messen und nach der wir unsere Zeitrechnung führen. Nur mit Hilfe dieser objektiven Zeit können wir ja die Verschiedenheiten unseres subjektiven Zeit-Erlebens, die der Verfasser treffend schildert, überhaupt bemerken und feststellen. A. M.]

Das Geschwätz

Von August Messer

Menschlicher Vorzug ist die Gabe der Rede, menschliche Unart das Geschwätz. Im Geschwätz bekundet sich recht eigentlich menschlicher „Herdengeist". Charakteristisch ist, daß es schon den meisten Menschen kaum erträglich ist, schweigend zusammen zu sein; sie empfinden das als peinlich, als entfremdend. So fühlen sie sich gedrungen, miteinander zu sprechen. Und da vielfach der rechte Stoff zum Reden fehlt, so kommt es allzuleicht zum „Geschwätz" — denn die Gabe, harmlos und doch anregend zu „plaudern", ist nicht allzuvielen verliehen.

Der beliebteste Gegenstand für das „Geschwätz" ist der — Mitmensch, und gerade darin möchte ich das Unterscheidende zwischen „Plauderei" und „Geschwätz" erblicken, daß jene harmlos und unschädlich bleibt, dieses aber Menschen zu schädigen geeignet ist.

Da nach allgemeinem psychologischen Gesetz dasjenige die Aufmerksamkeit auf sich zieht, was neu und ungewohnt ist, so wird das Neue und das Ungewohnte zum bevorzugten Objekt der Unterhaltung. Diese verböfert sich aber zum „Geschwätz", wenn Neuheit und Ungewöhnlichkeit ohne weiteres das negative Vorzeichen des Unwertes erhalten. Un-

zähligemal aber vollzieht man diese Mißwertung als etwas selbstverständlich Berechtigtes, ohne jeden Gewissensskrupel; denn „aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Gewohnheit nennt er seine Amme".

So wird dem Herdenmenschen das Neue und Ungewöhnliche ohne weiteres zum „Unsinnigen" und „Verrückten" und eben dadurch zum Verdammungswürdigen. Damit aber die Ablehnung und Verurteilung um so überzeugender erscheine, greift man instinktiv zu dem beliebten Mittel der Übertreibung und Verzerrung. Da äußert etwa jemand in konservativer Umgebung, der Bolschewismus müsse nach seinem geistigen Gehalt geprüft werden: sofort sprengt man aus, er sei selbst Bolschewist und Umstürzler. Ich erinnere mich eines Falls, daß jemand in evangelischen Kreisen, weil er katholisch getauft war und gelegentlich Vorurteile gegen den Katholizismus zu zerstreuen suchte, als „verkappter Jesuit" galt, während derselbe Mensch, weil er auch an katholischen Lehren und Einrichtungen Kritik übte, vielen seiner Glaubensbrüder als Ungläubiger und Kirchenfeind galt. Da tritt eine Richtung der Lebensreform für die große Bedeutung richtigen Atmens ein: sofort heißt es von ihr, sie lehre, der Mensch könne allein von der Luft leben; oder ein Arzt verordnet Rohkost bei einer Reihe von Stoffwechselkrankheiten: man verbreitet, er ernähre die Patienten in seinem Sanatorium lediglich mit „Apfelkrüzli". Treten Abstinente gegen den Alkoholmißbrauch auf und weisen auf dessen verhängnisvolle Wirkungen hin, so heißt es sofort, sie seien Kopfhänger, die keinen Sinn hätten für Lebensfreude; oder man sucht sie durch die Behauptung lächerlich zu machen, sie erwarteten alles Heil des Menschengeschlechts von der Abstinenz.

Hier kommen wir überhaupt auf einen wichtigen Punkt, in dem philisterhaftes Geschwätz auch Gutgesinnte und Idealstrebende häufig irreführt. Alle Reformbestrebungen müssen, wenn sie nicht in wirkungslosem Bereich allgemeiner Kritik und abstrakter Moralpredigt verharren wollen, bei konkreten Mißständen ansetzen und zu bessern suchen. Natürlich läßt sich dann jeweils dieser Ansatzpunkt — verglichen mit der Summe der überhaupt bestehenden Mißstände — als etwas Vereinzeltes und relativ Unbedeutendes hinstellen. Nicht minder läßt sich die erstrebte Änderung, der konkrete Reformvorschlag als etwas relativ Äußerliches charakterisieren gegenüber der Wandlung der Gesinnung und damit des innersten Kerns menschlicher Persönlichkeiten. Auf diese Weise hat man dann leichte Mühe, jeden Reformer als einen „Reformsimpel" lächerlich zu machen und denen, die sich damit begnügen, für die totale innere Erneuerung und geistig-sittliche Wiedergeburt zu schwärmen und davon zu schwätzen, die ihnen schmeichelnde Überzeugung zu suggerieren, sie ständen mit ihrer „Innerlichkeit" sicher hoch über solchen

„Weltverbesserern". In Wirklichkeit ist es aber doch so, daß diese verspotteten Reformer wirklich mit der Zeit diesen oder jenen Mißstand beseitigen oder hie und da bessere Einrichtungen schaffen, während jene bequemen Apostel der „totalen inneren Wiedergeburt" alles beim alten lassen. Somit stellt sich ihre Rede in Wahrheit oft heraus als ein „Geschwätz", das dahin wirkt, unbequeme Neuerungen abzuwehren.

Ist das Ungewohnte zugleich ein Ungewöhnliches, ein Hervorragendes, so regt sich im Herdenmenschen sofort auch der Neid, die Mißgunst, das Ressentiment und entlädt sich in Geschwätz. Ein allgemein menschlicher Trieb ist ja der Trieb nach sozialer Geltung.

Im Durchschnittsmenschen, der weder in Sein noch in Leistung etwas Hervorragendes aufweisen kann, nivelliert sich der Geltungstrieb zum Trieb nach Gleichheit: es soll wenigstens kein anderer m e h r gelten als man selbst gilt. Daher die tiefe Abneigung, der verborgene Haß der Herdenmenschen gegen große Menschen und große Leistung. „Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen." Diese Tendenz verrät sich schon in Kindheit und Jugend. Bereits in Schule und Universität gilt der hervorragend Fleißige und Tüchtige als — „Streber". In dieser Weise reagiert der Geltungstrieb der Durchschnittsmenschen gegen das, was sie selbst und ihr Können übertrifft. Man kann den Vorsprung in der Leistung nicht leugnen: um sich demgegenüber im Bewußtsein des eignen Werts zu behaupten, tut man entweder so, als strebe man selbst gar nicht nach jenen Leistungen (— vgl. die Fabel vom Fuchs und den sauren Trauben!), oder man würdigt sie herab, indem man ihre Triebfeder verdächtigt: nicht Pflichtgefühl oder sachlich-geistiges Interesse sei es, sondern egoistische Streberei; die sachliche Leistung sei nur Mittel, um die Eitelkeit zu befriedigen oder einen persönlichen Nutzen zu erreichen.

Hier, wo es gilt, die Gesinnung des Menschen, seine geheimsten Motive zu erörtern, da wuchert das verantwortungslose, ja mißgünstige und gehässige Geschwätz, der lieblose und böswillige Klatsch am üppigsten; da kann sich verantwortungsloses Gerede am keckſten vorwagen, weil am wenigsten Gefahr für den Schwätzer besteht, widerlegt zu werden; denn wer kann dem Menschen ins Herz sehen? Wer kann die geheimsten Triebfedern an andern mit Sicherheit erkennen?!

Und man begnügt sich nicht damit, Hervorragende oder solche, die irgendwie ihren eigenen Weg gehen und den Mut zu eigenen Meinungen haben, herabzuziehen: auch untereinander sehen sich die Durchschnittsmenschen scharf auf die Finger, und sie trauen sich nicht über den Weg. Darum ist es ihnen auch stets ein besonderer Genuß, etwas Ungünstiges über den Nebenmenschen in Erfahrung zu bringen und — mit entsprechender Vergrößerung — ans Licht zu ziehen. Dabei spürt man auch

in ferner Vergangenheit nach. Wie mancher, der vielleicht Jahre vorher einmal mit den Gerichten in Konflikt geraten war und durch ehrbares und tüchtiges Leben längst jugendliche Verfehlung gesühnt hatte, ist dann noch der Meute der Schwätzer zum Opfer gefallen!

Allenthalben erweist sich das Geschwätz als die furchtbarste Waffe der gleichsam bloß animalisch-naturhaft dahinlebenden Herdenmenschen gegen den Geist und die vom Geiste erfaßten „höheren" Menschen. Die „Herde" vermag einfach an den „Geist" nicht zu glauben; sie kann es nicht begreifen, daß Menschen von rein sachlich-geistigen Problemen, Aufgaben, Idealen gepackt und in ihren Dienst gezwungen werden und daß sie ebendamit zu unegoistischem, uneigennützigem, ja opferwilligem Handeln kommen. Darum treibt man an denen, die nicht so sind wie der Durchschnitt, solange „Psychoanalyse", bis man meint, irgendwo die Eitelkeit, die Habsucht, die Selbstsucht als letztes Motiv hervorgezerrt zu haben. Das „Niederträchtige" — wahrhaftig, es bleibt nach Goethes Wort — „das Mächtige, was man auch sage". Am zähesten aber lebt das Niederträchtige im — Geschwätz. In der „Rede" drückt sich der Geist aus, im „Geschwätz" aber der Ungeist und Widergeist.

Zur Einführung in die Philosophie

VI. Zur Ethik: Ethische Theorien

Obwohl Kant seine Ethik (die man als „idealistische" bezeichnen kann) scharf von der „eudämonistischen" Erfolgsethik zu scheiden sich bemüht, hat er dem Eudämonismus doch ein weitgehendes Zugeständnis gemacht bei der Beantwortung der Frage: W a s erstrebt (will) denn eigentlich der „gute Wille"? Er antwortet nämlich darauf: Das „h ö c h s t e G u t". Darunter versteht er aber die „Glückseligkeit in dem genauen Ebenmaße mit der Sittlichkeit der vernünftigen Wesen, dadurch sie derselben würdig sind". Freilich hält er fest, daß die Sittlichkeit, die Tugend, in jenem höchsten Wollensziel das „oberste" Gut, also der wertvollste Bestandteil sei, aber für das „ganze" und „vollendete" Gut will er sie doch nicht erklären, und der Wunsch, daß das „höchste" Gut wirklich werde, daß es also dem Guten entsprechend seiner sittlichen Würdigkeit auch gut ergehe, erscheint ihm so wichtig und unaufgebbar, daß er von dieser Überzeugung aus die Forderung (das „Postulat") aufstellt, es müsse einen Gott geben, der dies „höchste Gut", dessen Realisierung ja über die menschliche Kraft gehe, in einem Jenseits wirklich mache. Indem er aber auf die vermeintliche „sittliche" — in Wirklichkeit vom Glücksstreben mitbedingte — Forderung des „höchsten Gutes" die Geltung des religiösen Glaubens zu gründen bestrebt ist, kommt er gelegentlich zu Ausführungen, die mit seiner wahrhaft grundlegenden Entdeckung des höchsten Selbstwerts des Sittlichen und seiner inneren verpflichtenden Kraft kaum noch zu vereinbaren sind und eine Trübung seiner ethischen Grundansichten durch eudämonistisch-theologische Gedanken darstellen.

Der religiös-theologische Einschlag macht sich noch stärker geltend bei F i c h t e, besonders in seinen späteren Schriften, und bei H e g e l. Da dieser insbesondere im Staat eine Verwirklichung des Göttlichen, ja den „präsenten Gott auf Erden" sieht, so stellt er auch die vom Staate geschaffenen Normen und Einrichtungen und seine Forderungen an die einzelnen als eigentliche und wahre „Sittlichkeit" über die auf dem Gewissen der einzelnen ruhende „Moralität". Die religiös-universalistische Tendenz seines Denkens drängt also die individualistische Schätzung der ethischen Auto-

nomie des einzelnen, wie sie bei Kant und dem jüngeren Fichte vorwaltet, völlig in den Hintergrund (was unser sittliches Gefühl nicht anzuerkennen vermag).

Nachdem um die Mitte des 19. Jahrhunderts das Hegelsche System seine geistige Herrschaft in Deutschland eingebüßt hatte, überwogen wieder naturalistische und eudämonistische Tendenzen in der Ethik. Diese Züge trägt auch die Ethik Schopenhauers. Denn dieser faßt den Durchschnittsmenschen als ein im Kerne seines Charakters unveränderliches, egoistisches Naturwesen. Dessen Grundstreben sei der „Wille zum Leben", nämlich zu einem glücklichen Leben. Da Schopenhauer aber an der Erreichbarkeit dieses Glückes verzweifelt, kommt er zu seinem Pessimismus und seiner Mitleidsethik. Die letztere sucht er zu gründen auf das Gefühl für die metaphysische Einheit aller Lebewesen, das uns beim Anblick der anderen und ihrer Leiden unmittelbar empfinden läßt: das bist du.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts vollzieht sich in der wissenschaftlichen Philosophie eine Rückwendung zu Kant, zunächst zu seiner Erkenntnistheorie, dann auch zu seiner Ethik, die an Cohen, Koppelmann, Lipps Interpreten und Fortbildner findet.

Kant hatte die ethische Grundfrage nach dem Wesen des Guten nur formal beantwortet, nämlich in seinem „Kategorischen Imperativ". Dessen Sinn ist, daß man so handeln solle, wie man es als allgemeines Gesetz denken bzw. wollen könne. Aber als allgemeines Gesetz „denken" kann man schlechterdings jede Handlungsweise. Was man aber als allgemeines Gesetz wollen kann, das wird von unseren Wertschätzungen abhängen. So ist es begreiflich, daß die neuere Wertlehre eine bedeutsame inhaltliche („materiale") Ergänzung des ethischen Formalismus Kants und damit eine wirkliche Fortbildung seiner Ethik gebracht hat. Diese Wertethik ist — unter Verwertung von Anregungen Lotzes, Nietzsches und Rickerts — besonders von Scheler, Hartmann u. a. ausgebaut worden.

Jodl, Friedr., Geschichte der Ethik. Stuttgart, Cotta. 2 Bände. (Erscheint zur Zeit in 4. Aufl.)

Innere Entwicklungen

Ein schweres Leben

III

Der erste Abschnitt meines Lebens ist vorüber. Ich kannte die Einsamkeit der suchenden jungen Seele; die Einsamkeit sollte mein Leben ausmachen, beherrschen. Sie hat es und tut es noch heute. Was wäre aus mir geworden, hätte ich sie nicht schon so frühzeitig gehabt! Sie hat mir die Augen geöffnet über das Leben, in ihr habe ich Menschen kennengelernt, in ihr bin ich groß geworden und innerlich reich. Wie viele Kämpfe habe ich bestehen müssen, wieviel Leid ertragen, die Einsamkeit blieb mir treu, als ich mit Gott und den Menschen zerfiel, sie stärkte mich zum neuen Lebensweg. Sie ist mir heute noch das Liebste nach aller Arbeit und manchem neuen Kampf.

Eine freudlose Kindheit, eine vergiftete Jugend, meines Lebensweges erste Etappen!

War schon die Schule in vielem für mich anders gewesen als den anderen Schülern, so sollte auch meine nun beginnende Lehrzeit sich von denen anderer unterscheiden. Da ich nach all den mißlungenen Versuchen meiner Gönner zu ahnen begann, daß ich wohl bald von meinem Vater keine Unterstützung in irgendwelchen Dingen erhalten dürfte, so warf ich mich mit großem Eifer und Fleiß auf meine Arbeiten. Da ich mich schon immer am wohlsten fühlte, wenn ich allein sein konnte, so versuchte ich auch die mir aufgetragenen Arbeiten nach Möglichkeit unabhängig von anderen zu machen. Ein verständnisvoller Vorsteher erkannte dann auch meinen Eifer an und überließ mir öfters Sachen zur selbständigen Erledigung. Er verstand es auch, meine Schüchternheit, wenigstens ihm gegenüber, zum Teil zu beseitigen, und da ich in der Arbeit meine Zukunft sah, so gelang es mir, wenn auch unter großer Mühe, Boden in meiner Arbeitsstelle zu gewinnen und vorwärtszukommen.

Daheim ging das Schicksal seinen unabänderlichen Gang; freilich merkte ich anfangs nicht viel davon, war ich doch zu sehr mit mir und meiner Arbeit beschäftigt, die mitunter sich in späte Abendstunden hineinzog, so daß ich daheim nur wenig freie Zeit hatte. Auch meine von mir selbst gewählte Einsamkeit ließ manches Geschehen um

mich herum ohne Eindruck auf mich vorbeigehen. Wohl sah ich, daß meine Eltern oft aneinander vorbeigingen ohne Gruß und Gegengruß; mußte oft mit ansehen, wie mein Vater des Sonntags nicht für uns da war, ja er sogar ab und zu tagelang nicht nach Hause kam. Mir gegenüber gebrauchte dann meine Mutter wohl eine mir einleuchtende Ausrede, die das Ansehen meines Vaters mir nicht trübte. Doch da das Ausbleiben immer öfters geschah und ich manche Äußerungen anderer Mitbewohner im Hause unfreiwillig mit anhören mußte, wurde es mir plötzlich klar, daß das Fernbleiben meines Vaters etwas anderes, mir geheim Gehaltenes bedeuten müsse. So beobachtete ich schärfer und mußte dann auch eines Tages hinter die Wahrheit kommen; versuchte doch auch mein Vater kaum noch einen Hehl aus seinem schamlosen Treiben zu machen. Er verbrachte die Nächte in Gemeinschaft mit anderen Frauen, und zwar nicht erst seit kurzer Zeit, nein, schon jahrelang. Und nur der Edelmut meiner Mutter, die mir nicht noch mehr meine schwere Kindheit hatte trüben wollen, war es zu verdanken, daß ich bis dahin nichts erfahren hatte. Welch ein Schlag das auf mein junges Gemüt war, ich kann es heute nicht beschreiben. Scham, ja sogar ein stiller Haß krampfte mitunter meine Brust zusammen und keinem Menschen getraute ich mehr offen ins Auge zu schauen aus Furcht, sie könnten sehen, wessen Kind ich war. Welche Leidenszeit mit der Erkenntnis hereinbrach, das läßt sich heute nicht mehr in Worten wiedergeben. Es begann die Zeit, wo ich nur noch dem Gedanken zu leben begann, das gutzumachen, was mein Vater leichtsinnigerweise an anderen verbrach. Wieviel unglückliche Menschen suchten uns auf, die er ins Verderben gebracht hatte; sie kamen, um sich vor uns reinzuwaschen, oft waren es tatsächlich solche, denen er durch ihre Leichtgläubigkeit ein Hoffen zerstört hatte und nun gleich uns schwer darunter litten, aber konnten sie uns noch Trost bringen, die selber Trost brauchten?

Es kam der Krieg; er brauchte nicht einzurücken, seine vorgesetzte Behörde reklamierte ihn, zum Unglück anderer. Jetzt ward sein Eroberungsfeld nur noch größer, denn so manche Frau, deren Mann im Felde kämpfte, erkor er sich zu seinem Wild. Wie oft kam er dann in Demut, wenn eine Anzeige an seine Behörde gegangen war und er das Schlimmste für sich befürchtete, und nur der Mangel an Arbeitskräften allein brachte es mit sich, daß er stets mit einer Verwarnung davonkam.

Und dann kam der Abend, der unauslöslich in meinem Gedächtnis haften bleiben wird. Wieder war mein Vater schon mehrere Nächte nicht daheim gewesen. Am Abend eines Tages kam er wieder voller Schrecken heim, hatte ihn doch ein Vorgesetzter auf Anzeige hin von einem seiner Abenteuer hinweggeholt und drohte nun mit schärferen Maßnahmen. Meine Mutter, voller Verzweiflung, wirft ihm seine Handlungen vor, und als ich mich mit einem Wort hineinmische, greift er kurzerhand zum schußbereiten Revolver und legt auf mich an. Meiner selbst nicht mehr mächtig, ergreife ich ein Messer und versuche auf ihn einzudringen. Er wehrt ab, droht, daß er uns eines Tages doch noch umbringen würde und schleicht ins Schlafzimmer. Ich wurde irre an Gott und den Menschen! Waren wir ausersehen soviel Leid in Geduld zu ertragen? Konnte Gottes Allmacht hier nicht ein Ende machen? Und deshalb hatte meine Mutter beim Tode meiner Geschwister geäußert, daß es für beide besser war, von der Erde zu scheiden, da sie dies nicht hätten überleben können. War ich denn ein anderer, daß ich es erleben und überstehen mußte? Wieviel Fragen tat mein verzweifeltes Herz. Keine Antwort kam, ich befand mich auf dieser Welt verlassen — einsam.

Tag für Tag zusammentreffen mit ihm, den ich nicht mehr beim Namen nennen konnte; immer die Gewißheit, du hast deinen Mörder in deiner Nähe. Tötete er mich auch nicht körperlich — es wäre sicher besser gewesen, aber mein Schicksal sollte sich anders erfüllen —, so übte er doch Mord an meiner geistigen Entwicklung. Schon in frühen Jahren daran gehindert, daß ich meiner Veranlagung gemäß mich fortentwickeln durfte, nun noch diese Wahrheit erfahren müssen, das bedeutete Tod meinem Fortkommen! Wie schwer trug ich einsam, ohne eine Freundesseele, der ich mich einmal nur hätte so ganz hingeben dürfen.

Wohl merkte dieser und jener die Veränderung, welche in mir vorgegangen, doch niemand erfuhr den Grund. Weiter ab nur rückte ich von den Arbeitskameraden. Der Krieg forderte immer neue Kräfte und Mann nach Mann aus dem Geschäft ging weg, neue kamen und ich konnte ihnen in Ruhe begegnen, wußten sie doch nicht, ob ich vorher anders war. So blieb ich, obwohl durch den Krieg der Zusammenschluß der

Menschen eher geschah denn früher, der Stille, der „Mann ohne Lachen", wie ein Spottname mich unter den Kollegen und Kolleginnen benannte. Was ich auf der einen Seite an Boden verlor, begann ich immer mehr auf der anderen zu erfassen. Der Personalmangel und nicht zuletzt mein unermüdlicher Eifer, der ja durch nichts abgelenkt wurde, sicherte mir dann auch bald die höchste Stelle im Beruf, welche mir auch in der Nachkriegszeit noch einige Jahre verblieb.

Mein Vater, durch den meine Jugend ins frühe Grab sank, mußte dann auch noch mit ins Feld, nachdem ich mit meiner Mutter ein Gesuch an seine Behörde gemacht hatte; den Abschied möchte ich nicht wieder ins Gedächtnis zurückrufen — es ist begraben. Er kam wieder, nicht zu uns; lebt noch in unserer Nähe und manch schlimme Stunde noch hat er uns bereitet. (Forts. folgt.)

Lesefrucht

Wesen der Technik; ihr Verhältnis zur Mystik

„Technik ist nicht lediglich lebenfristende Fron, sondern wahrhaft schöpferische Tat ..."

„Maschinenerfindung, Energiebeherrschung und Organisationsleistung sind die aufeinander angewiesenen Teilbeträge, die im Ganzen der Technik eine unauflösbare Sinneinheit bilden."

„Technik und Mystik sind bei uns zu den sich bekämpfenden äußersten Gegenspielern geworden; man könnte geneigt sein, zu sagen, es fließe im Westen Europas zusammen, was Asien und Amerika — von ferne gesehen — ja gesondert für sich in eigentümlicher Zuspitzung zu repräsentieren scheinen: die mystische, passiv-kontemplative Ich-Versenkung und die technische, aktiv-konstruktive Weltgestaltung."

„Wo man sich dem Geist des Ostens hingab und glaubte, der Strenge des Denkens entraten zu können, da trieb man steuerlos einer mystischen Spekulation entgegen, die die Impulse der Daseinsgestaltung als Werktat lohnte, dagegen den Heroismus der Selbstvernichtung beschwingte ..."

Andererseits hat „der ‚Amerikanismus' im Heimatland eine Atmosphäre geschaffen, die nach Reinigung verlangt". (Aus Prof. Dr. Paul Luchtenberg, Darmstadt, „Kultur und Technik", Darmstadt, Bekkersche Druckerei.)

Aussprache

I. Was ist Leben? (Vgl. Juli-Heft)

A

Leben ist eine Erscheinung der Natur, welche abgetrennte Teile der Gesamtmaterie in einem solchen Zustand zeigt, wo sie ein parteiisches Interesse an sich verraten, für ihre Erhaltung, Vergrößerung oder auch Teilung (zu Vermehrungszwecken) sorgen, sich auch selbst wieder heilen, wenn sie in einem ausgleichbaren Maße Beschädigungen erlitten haben. Man kann also sagen: Leben ist Parteibildung in der Materie. An Politik ist dabei nur entfernt zu denken, obwohl eine politische Partei ein gutes Bild für die primäre Lebenserscheinung abgibt. Das Leben muß aber Menschen angehören und muß sich schon in Gemeinschaften entwickelt haben, bis es zur Höhe einer politischen Parteientfaltung gelangt ist. Darauf wollen wir uns nicht weiter hier einlassen. —

Aber welches ist der Sinn jener Parteiungen ursprünglicher Art, die wir — seien es Tiere, Pflanzen, oder auch Menschen —, Lebewesen nennen? Von hier aus bauen sich die Weltanschauungen auf; denn es hat keinen Sinn, das unorganische Wesen ohne Rücksicht auf Leben zu betrachten. Tut man dies letztere, so wird alles zu einem mechanistischen System, in welchem Zufall regiert, d. h. Sinnlosigkeit zu Grunde liegt. Fragt man im Gegenteil nach dem Sinn der Lebewesen und ihrer Entfaltung, so betrifft das die Gesamtheit des Seienden, denn ohne Leben würde nichts erkannt; demnach könnte Lebloses zwar existieren, aber es wäre eben sinnlos. Sinn und

Leben fallen also zusammen ins Geistige und aus ihm heraus müssen wir die Lebensbedeutung konstruieren. Am besten gehen wir von uns selbst aus, weil wir den Sinn des Lebens in uns erfahren. Wir fühlen ihn, wollen ihn, denken ihn stets als die persönliche Partei, die wir sind. Es ist naheliegend, das, was in uns hohe Ausbildung des Empfindens erreicht hat, auch in allen von uns beobachteten andern Lebewesen vorauszusetzen; sie betragen sich alle so — je nach der Weite ihres Lebenskreises — daß wir sie verstehen können. Selbst die Gewächse haben inneres Leben und zweckmäßiges Verhalten für ihren besonderen Wert, ihre Aufgabe als Daseinspartei.

Aber nun sprach ich schon von Wert und Aufgabe der Lebewesen, damit des Lebens als Begriff. Jetzt ist die Fragestellung schon durch eine Art Antwort überholt, eine Antwort, die nur aus der Tiefe der Anschauung genommen sein kann. Aber die Antwort zu begründen, daß das Leben Wert und Aufgaben in sich trage, ist ja gerade Gegenstand dieser Zeitschrift und ich wollte heute — auf die freundliche Anrede des Herrn Geh. Rat von Roques — nichts anderes bieten, als eine Umschreibung jener Definition: Leben ist Parteibildung in der Materie. Vielleicht gelang es mir, dieselbe einigermaßen zu erläutern. E. Schlegel.

B

Sehr geehrter Herr Professor!

Die Versuche einer Definition oder Abgrenzung des Begriffs Leben, welche Herr Geheimrat von Roques im 7. Heft Ihrer Zeitschrift aufzählt, fassen insgesamt das Leben als eine charakteristische Tätigkeit auf, also z. B. Parteibildung in der Materie, Prinzip der Ordnung und Harmonie durch den Eingriff gestaltender, diaphysischer Kräfte. In biologischen Kreisen dürfte sich wohl besonderer Verbreitung die Definition von W. Roux erfreuen; darnach sind die das Leben charakterisierenden Prozesse: fremdgeschaffene Stoffe in sich aufnehmen; diese in ihnen gleiche Substanzen umwandeln (Assimilation); sich aus in ihnen selbst liegenden Ursachen verändern (Dissimilation); gleichwohl aber durch Selbstausscheidung des Veränderten und durch Ersatz desselben durch Nahrungsaufnahme und Selbstassimilation ganz oder fast ganz unverändert erhalten können; durch Überkompensation des Verbrauchten wachsen können; aus hauptsächlich in ihnen liegenden Ursachen sowohl sich bewegen als auch sich selbst zu teilen vermögen; daher ihre Eigenschaften vollkommen auf die Teilungsprodukte übertragen; endlich die Selbstregulation und Anpassungsfähigkeit.

Diese Definition mag vielleicht alle dem Leben wesentlichen Prozesse umfassen und insofern einwandfrei sein. Trotzdem ist sie unbefriedigend, weil sie das Leben in eine Vielheit von Prozessen auflöst, die durch keine Einheit zusammengehalten sind. Man sieht nicht ein, warum es gerade so viele Prozesse sind, die das Leben charakterisieren, warum nicht mehr oder weniger; es fehlt das einigende Band, denn das Leben macht uns, wenn wir es mit dem Leichnam vergleichen, einen einheitlichen Eindruck, der durch Aufzählung einer Vielheit disparater Prozesse nicht zu seinem Recht kommt.

Vielleicht kommen wir in der Sache doch etwas weiter, wenn wir anstatt des abstrakten Begriffs „das Leben" den konkreten Begriff des „Lebewesens" setzen und diesen Begriff zu definieren versuchen. In der Tat werden wir bei dem Vergleich zwischen Leben und Leichnam immer nur die konkreteren Lebewesen mit ihren Leichen vergleichen können, nicht aber „das Leben" schlechthin! Tun wir das, halten wir uns an das Lebewesen, so ist der Versuch einer Definition vielleicht doch nicht so ganz aussichtslos. In meiner „Philosophie des Organischen" habe ich folgende Charakteristik des Lebewesens vorgeschlagen: ein Lebewesen ist ein Gebilde, das aus kleineren Anfängen heraus zu einer bestimmten Form heranwächst, diese Form eine Zeitlang zu erhalten vermag und schließlich den Anstoß zur Bildung neuer ihm ähnlich geformter Gebilde („Nachkommen") zu geben vermag. Gewiß ist in dieser Charakteristik nicht alles enthalten, was überhaupt das Leben gegenüber dem Leblosen auszeichnet; aber das Wichtigste, was von der Definition eines Begriffs zu fordern ist, daß er den Begriff streng abgrenzt, dürfte in ihr enthalten sein; denn die genannten Merkmale kommen in ihrer Gesamtheit allen Lebewesen und nur den Lebewesen zu. Ich kann das hier nicht weiter begründen, möchte nur bemerken, daß auch bei den Einzellern das

erste Merkmal, die Differenzierung, als Äquivalent des Wachstums bei den Vielzellern vorhanden ist. Formbildung, Formerhaltung, Formfortpflanzung sind die drei Grundmerkmale der Lebewesen. Was ist hiergegen einzuwenden?

Prof. Karl Sapper (Graz).

[Ich meinerseits habe nichts dagegen einzuwenden; höchstens würde ich hinzusetzen, daß die drei im vorletzten Satz genannten Leistungen „von innen her", d. h. aus dem Lebewesen selbst erfolgen.] A. M.

II. Eine Philosophie der Technik

Die Arbeit des Herrn Dr. Kurt W. Geisler in der September-Nummer (S. 251 ff.), betitelt „Grundlagen einer Philosophie der Technik", habe ich mit großem Interesse gelesen. Einige Fragen und Zweifel, die mir bei der Lektüre aufgestiegen, möchte ich hiermit zur Erwägung unterbreiten. Vorausschicken muß ich, daß mir leider die vom Verfasser zitierten Arbeiten von Kapp, Zschimmer und Dessauer nicht bekannt sind. Es mag mir dies nicht als Mangel angerechnet werden, denn es scheint mir, daß heute nicht mehr vorausgesetzt werden kann, daß der einzelne alles aus dem reichen Schrifttum kennt. Ich hoffe deshalb, durch die „Aussprache" Belehrung zu erhalten.

1. Kapp, Zschimmer und Dessauer haben es unternommen, eine Philosophie der Technik zu begründen. Gleich hier drängt sich die Frage auf, wie diese „Philosophie der Technik" zu verstehen sei: a) als eine Philosophie der Technik im Sinne einer Welt- und Lebensanschauung oder b) als Philosophie der Technik im Sinne einer diesseits gerichteten Philosophie im allgemeinen? Dem weitern Inhalt der Arbeit Dr. Geislers nach scheint das erstere gemeint zu sein. Gleich drängt sich eine weitere Frage auf: Gibt es nicht bereits genug philosophische Interpretationen der Welt und des Lebens, so daß noch der Versuch einer „technischen Interpretation" notwendig wird?[1])

Eine Philosophie der Technik scheint mir soweit berechtigt und bekannt, als sie die Technik des Menschen, der Tiere und Pflanzen zum Gegenstand philosophischer Betrachtung macht. Eine Philosophie der Technik im Sinne von a scheint mir aber zu weitgehend: Technik allüberall, technische Weltinterpretation. Ich schließe dies aus der Behauptung Dr. Geislers, daß selbst die anorganische Natur den technischen Gesetzen unterworfen, d. h. daß die von uns erkannten technischen Gesetze ihr innewohnen, ferner aus der Bezugnahme auf Sapper, der glaubt, die Gesetze der Natur verlaufen alle nach dem ökonomischen Prinzip.

Ist nicht die Technik so ins Leben einbezogen, ja geradezu eine Äußerung des Lebens, so daß sie bereits im Sammelbegriff Philosophie eingeschlossen ist? Eine „Philosophie der Technik" scheint mir unmöglich, es wäre denn, sie bedeutete eine Gegenüberstellung zu den Philosophien des Irrealen und Transzendenten. Sollte sie dies bedeuten, so hat sie meines Erachtens keine Berechtigung, da es bereits diesseitsgerichtete Philosophien gibt; soll sie eine technische Weltinterpretation bedeuten, so wird sie die gleiche Bedeutung haben wie irgendeine metaphysische Richtung: statt daß sie den „Geist", wird sie die „Technik" in das Weltall projizieren. Dies scheint mir aus nachfolgendem hervorzugehen:

2. „Technik ist also ein Handeln, bei dem ein möglichst geringer Aufwand einen möglichst großen Erfolg bringt", oder wie der Verfasser an anderer Stelle sagt: „Technik ist ökonomisches Handeln". Damit ist aber bereits gesagt, daß Technik und technisches Handeln spezifisch menschliche „Handlungen" sind, denn sie richten sich auf einen Erfolg, auf ein Ziel. Soll nun der Erfolg, das Ziel, auf das die technische Handlung hinstrebt, auch auf den Kosmos projiziert werden? Wenn man in der gesamten organischen und anorganischen Natur „Zweckhandlungen zur Erreichung eines bestimmten Zieles" sieht, so wäre anzunehmen, daß letzten Endes der Kosmos selbst wieder auf einen Zweck und ein Ziel hinstrebt und somit auch nach dem „ökonomischen Prinzip" regiert würde. Ich möchte nicht die Frage aufwerfen, „durch wen regiert", sondern mich begnügen mit der Frage, ob dies nicht teleologische Betrachtungsweise wäre? Aber trotzdem Dr. Geisler vor teleologischer Betrachtungsweise warnt, scheint es, daß er sich selbst dieser Betrachtungsweise bedient, denn er behauptet:

3. „solch ökonomisches Handeln bereits in der ‚leblosen Natur' vorzufinden".

Dr. Geisler beruft sich auf die Arbeiten Sappers. Leider kenne ich auch diese Arbeit, die als Belegstelle angeführt wird, nicht. Immerhin scheint mir das eine Beispiel vom angebrochenen Lichtstrahl nicht überzeugend genug, um die Behauptung vom „ökonomischen Prinzip" darzutun. Ich glaube vielmehr, daß diese Gesetzmäßigkeit mit dem „ökonomischen Prinzip" des Menschen und der Organismen im allgemeinen keine Bewandtnis hat. Der Lichtstrahl kann gar nicht anders eilen, als er eben eilt, wogegen die Organismen so oder anders handeln können, je nach den kausalen Zusammenhängen. (Es führen viele Wege nach Rom!) Die Übertragung des von uns erkannten „ökonomischen Prinzips" in die Gesetze des Weltalls wäre nichts weiter als die Übertragung der menschlich-technischen Befunde.

Daß sich in der Natur alle umständlichen, nicht sparsamen Vorgänge nicht zu behaupten vermögen, scheint meines Erachtens der Prüfung auch nicht standzuhalten, denn wir haben keinen Beweis, daß sie jemals den Versuch machte, die Vorgänge anders als in der von uns seit Menschengedenken beobachteten Form vor sich gehen zu lassen? Der Lichtstrahl ging gewiß immer auf dem kürzesten Weg von einem Punkt zum andern. Daß ferner die Natur nicht gerade sparsam umgeht, scheint daraus zu sprechen, daß sie z. B. für ein einziges zu befruchtendes Ei Millionen von keimfähigen Samenfäden verschwendet. Millionenfach läßt die Natur in den verschiedensten Formen Leben zugrunde gehen und von einem ökonomischen Prinzip läßt sich keine Spur finden. Daß sich nun auf die großen Naturgesetze, die sich auf das Weltall beziehen, die ökonomisch richtigen Vorgänge durchsetzen, scheint nur gegeben, weil wir nichts anderes kennen — und weil wir unser menschliches „ökonomisches Prinzip" hineinprojizieren. Es könnte aber die Möglichkeit bestehen, daß diese Behauptungen durch spätere Forschungen widerlegt würden, d. h. daß sich nachweisen ließe, daß die Natur auch hierin umständlich und verschwenderisch ist, so daß nichts vom ökonomischen Prinzip übrigbleibt[2]). Weit wichtiger als eine „Philosophie der Technik" scheint mir die Frage, wie die Philosophie mit der Technik fertig wird. Diese Frage ist eine brennende. Dem Anschein nach geht es der Menschheit demnächst so wie den Käfern auf Madagaskar in Darwins Schulbeispiel. Wir sind bereits längst auf dem Standpunkte, den Dr. Geisler der Menschheit zu bedenken gibt: „So kann die Technik zum Verhängnis werden, wenn keine harmonische Beziehung zwischen ihrem Träger und der Umwelt besteht." Die harmonische Beziehung mit der Umwelt vermissen wir. In Deutschland und England allein zählt man je um 3 Millionen Arbeitslose; in den Vereinigten Staaten von Amerika schwanken die Zahlen schätzungsweise zwischen 5 und 9 Millionen — Arbeitslosigkeit an und für sich wäre ja nicht so schrecklich, wenn es den Arbeitslosen eben nicht am Notwendigsten gebrechen würde. Dadurch, daß ihre Arbeitskraft brachliegt, bringt sie ihnen auch nichts ein; von den sogenannten freien Gütern, die die Technik angeblich mehrt, kommt ihnen nichts zu. An freien Gütern sind Luft und Wasser die einzigen, deren der Arbeitslose heute teilhaftig wird. Angesichts dieser Tatsachen mutet es etwas sonderbar an, wenn Dr. Geisler schreibt: „Sieht man nämlich von dem den erzeugenden Maschinen innewohnenden Wert einmal ab, so sind ja die ohne oder mit geringer menschlicher Arbeit hergestellten Dinge sogenannte freie Güter, wie die Nationalökonomie sagen würde. Sie fließen dem Menschen gewissermaßen frei zu wie Luft, Wasser usw. Dieser Fall des freien Gutes ist der Grenzfall, auf den die Maschinentechnik hinstrebt."

Gewiß, eine ideale, harmonische Weltordnung sollte erreichen, was Dr. Geisler postuliert: „Sie verhilft dem Menschen zu kräftigerer Ausnützung seiner Lebensgüter." Leider nur Postulat. Daß die Technik die freien Güter mehrt, ist ebenfalls nur theoretisch wahr, denn wir alle, mitsamt dem Heer der Arbeitslosen, können nicht behaupten, daß uns außer Luft und Wasser etwas frei zukommt. Die Wirklichkeit ist härter als die Theorie. Und wie soll es der Menschheit ergehen, wenn einmal der sogenannte „Grenzfall", auf den die Technik hinstrebt, erzielt sein wird? Wenn dieser „Grenzfall" erreicht sein wird, dann wird das menschliche Leben seinen Grenzfall bereits überschritten haben!

Es wäre an der Zeit, daß sich die Philosophie mit den brennendsten Fragen des Diesseits befassen würde, daß sie suchte, die theoretischen Befunde in Wirklichkeit umzusetzen. Eine Philosophie, die in das ganze Weltall unsere menschliche Technik hineinspiegelt, kann uns nicht mehr frommen. Das Volk verlangt vom Weien (als

solcher wird der Philosoph angesehen!) nicht Träume, sondern Glück und Brot, vor allem Brot, es sei denn, er mache es ihm vor, wie man von den „freien Gütern" lebt[3]).

Walter Schieß, Transitfach 541, Bern (Schweiz).

Hier einige Bemerkungen zu dem Vorstehenden:

Zu 1: Die Scheidung, die hier unter a und b vorgenommen wird, läuft — wie die späteren Ausführungen noch klarer zeigen — hinaus auf den Unterschied eines theoretischen Nachdenkens über Technik und einer praktischen Stellungnahme zu den heutigen mit der Technik zusammenhängenden Nöten.

Unter „Philosophie der Technik" versteht man allgemein ein theoretisches Reflektieren über Technik. Die Hauptfragen sind dabei: 1. Was ist Technik? 2. Wie steht es mit der Verwirklichung der Technik?

Die Bezeichnung „Lebensanschauung" für die theoretische Beantwortung dieser Fragen scheint mir nicht zutreffend. Unter „Lebensanschauung" ist doch zu verstehen die Antwort auf die Frage: Was ist der Sinn des Lebens? Diese ist aber m. E. nur zu lösen durch praktische Stellungnahme. Dabei wird schwerlich jemand der Technik den letzten Sinn des Lebens zuerkennen. Wohl aber kann man ihr mehr oder minder große Bedeutung für die Verwirklichung des Lebenssinns zusprechen.

In das Gebiet der „Weltanschauung" führt die Erörterung der zweiten oben genannten Hauptfrage allerdings hinein, insofern untersucht wird, in welchen Wirklichkeitsgebieten, ob nur im Menschenleben oder ob auch sonst, „Technik" sich findet.

Auf die Frage, ob es denn nicht schon genug philosophische Interpretationen der Welt gebe und ob denn noch der Versuch einer technischen Interpretation „notwendig" sei, wäre zu sagen: das kommt darauf an, ob „notwendig" in theoretischem oder praktischem Sinne gemeint ist.

„Theoretisch notwendig" kann eine solche Interpretation insofern genannt werden, als es für den systematisch Philosophierenden notwendig ist, keine sinnvolle Frage abzuweisen. Die Frage aber, wieweit „technisches" Verfahren in der Wirklichkeit vorliege, ist sinnvoll.

Angesichts der Unendlichkeit der Welt und ihrer Fragwürdigkeit kann man auch nie sagen, daß man nunmehr „genug" Weltinterpretationen habe.

„Praktisch notwendig", d. h. gefordert durch irgendwelche praktische Notstände, wie z. B. Arbeitslosigkeit, ist der Versuch einer technischen Weltinterpretation freilich nicht.

Zu 2: Wenn ich die Frage, wieweit technisches Verfahren in der Welt vorkomme, ob es insbesondere auch außerhalb des menschlichen Bereichs, ja wohl gar im Leblosen sich finde — für „sinnvoll" erklärt habe, so ist damit über die Beantwortung der Frage noch nichts entschieden. Die Bedenken, die Herr Schieß hier vorbringt, halte ich für durchaus beachtenswert, insbesondere das, ob nicht eine unzulässige Vermenschlichung vorliegt, wenn wir gar in der leblosen Natur „ökonomisches Handeln" annehmen. Ist nicht „Handeln" ausschließlich Sache von „Personen"?

Und geht es nicht wirklich in der lebendigen Welt vielfach sehr „unökonomisch" zu?

In diesen Schwierigkeiten, die einer technischen Weltdeutung entgegenstehen, ist es wohl auch begründet, daß sich bei Herrn Geisler die Begriffsbestimmung der Technik verschiebt. Die Definition: „Technik ist ökonomisches Handeln" (S. 252) wird später ersetzt durch die inhaltlich verschiedene: „Technik ist die Gesamtheit aller Mittel, mit der Umwelt fertigzuwerden" (253). Hier ist von Ökonomie, also von Sparsamkeit, keine Rede mehr!

Zu 3: Mit der Frage: „wie die Philosophie mit der Technik fertig wird", erfolgt der Übergang auf das praktische Gebiet. Daß dieses „weit wichtiger" sei als das theoretische, ist auch meine persönliche Auffassung. Aber man wird auch abweichende Wertschätzungen gelten lassen müssen. Ein Aristoteles z. B. urteilt: *ἡ θεωρία ἄριστον καὶ ἥδιστον* („Die theoretische Erkenntnis ist das höchste und das beglückendste Gut").

Ich meine, auch die beruflichen Vertreter der Philosophie sollten besser der Volksansicht, die im Philosophen den Weisen erblickt, Rechnung tragen. Diese Ansicht ist im Grunde ja auch die antike, also die ursprüngliche. Sie ist ehrend für den Philo-

sophen, enthält freilich auch eine hohe Anforderung. Dieser Anforderung genügt man nicht, wenn man nur mit theoretischen Fragen sich beschäftigt oder gar nur gelehrtes Wissen sammelt, sondern wenn man in der eigenen Person theoretisch und praktisch sich als „Philosoph" bewährt.

Freilich haben die Vertreter der Philosophie nicht nur auf die Meinungen des „Volkes" zu hören, sie haben auch Anspruch, daß das Volk auf sie hört. So möge es denn die Frage erwägen, ob wirklich das „Glück" der höchste Wert sei?; ferner ob es Sache der „Philosophie" sei, für Brot zu sorgen, ob es sich hier nicht vielmehr an die Leiter des Staates und der Wirtschaft wenden müsse (die ihrerseits allerdings gut tun würden auf Philosophie, insbesondere Ethik zu hören). Endlich wird von seiten der Philosophen auch die Erinnerung am Platze sein, daß der Mensch nicht „allein vom Brote lebe", daß es außerordentliche Verengung und Verarmung des Geisteslebens und der Kultur darstellen würde, wenn man über der gewiß wichtigen Sorge für die Behebung materieller Notstände die Befriedigung geistiger Bedürfnisse (z. B. theoretischer, ästhetischer, religiöser) völlig vergessen würde. Die Grundwurzel alles Philosophierens bleibt eben doch das Streben nach Erkenntnis.

III. Eine Rede über die deutsche Technik

gehalten anläßlich des Banketts zu Ehren des Deutschen Nationalen Komitees am 20. Juni von Dr.-Ing. E. h. Johannes Ruths, Stockholm-Berlin [VDI-Nachrichten 1930, Nr. 26].

Meine Herren!

Als ich gebeten wurde, als Repräsentant der in Deutschland arbeitenden ausländischen Ingenieure eine Rede auf den deutschen Ingenieur zu halten, erinnerte ich mich an den schönen Brief, den Schiller einmal an Goethe geschrieben hat. Mit diesem Brief wollte er ihm, wie er sagte, einen Spiegel seines Wesens vorhalten. Ich glaube, um etwas zu erkennen, muß man es auch lieben, und ich habe mit großer Freude diese Aufgabe übernommen, da ich durch meinen langjährigen Aufenthalt in Deutschland hinter der jedem Fremden sichtbaren Schale das wahre Gesicht des deutschen Menschen kennen und lieben gelernt habe.

Schwer hat es Deutschland, wohl am schwersten von allen Nationen Europas. In der Mitte gelegen, war es geistigen Einflüssen von allen Seiten immer ausgesetzt und wurde so das Feld, auf dem der Kampf zwischen den Anschauungen des Nordens, des Südens, des Ostens und des Westens ausgekämpft wurde. Es ist deshalb auch schwer für dieses Volk, ein einig Volk zu werden.

Während der Engländer das Leben als ein Spiel ansieht, das er nach allen vornehmen Regeln des Sports zu Ende zu führen hat, blickt das Leben den deutschen Menschen immer mit einem Rätselauge an. Das Leben ist für den Deutschen vor allem ein Problem. Dies kommt daher, daß in seiner Seele die seelischen Anlagen aller Nationen Europas ringen.

Aus dieser Vielspältigkeit ihres Wesens heraus wurden die Deutschen das Volk der Dichter und Denker; die innere Polarität lebte sich aus in der deutschen Mystik, in deutscher Philosophie und in deutscher Musik. Wo sind sie aber heute, diese herrlichen Gedanken, die die deutsche Philosophie der Welt geschenkt hat? Wo erklingen heute jene Töne, in denen die deutsche Musik eine von allen Menschen verstandene Universalsprache gesprochen hat?

Man möge nicht glauben, daß diese schöpferische Kraft im deutschen Menschen von heute etwa erloschen ist; sein Blick hat sich nur von der inneren auf die äußere Welt gerichtet, und wir sehen in den großen technischen Leistungen, die wir alle bewundern, Schöpfungen aus demselben Urquell — der immer noch gärenden deutschen Volksseele.

Jene faustische Sehnsucht, für die der Deutscheste aller Deutschen so herrliche Worte gefunden hat, daß sein reifstes Werk, der „Faust", wohl als das Evangelium der Jetztzeit bezeichnet werden kann, jene faustische Sehnsucht lebt heute vor allem im deutschen Ingenieur, und sie lebt sich aus im schöpferischen Gestalten. Aus dieser Sehnsucht heraus hat aber auch der deutsche Mensch der Technik gegenüber ein andres Verhältnis als die anderen Nationen. Er sucht nunmehr in den Schöpfungen dieser

Technik jene Sehnsucht zu stillen, jene Frage zu beantworten, deren Lösung er früher in den Schriften der großen Philosophen und den künstlerischen Schöpfungen gesucht hat. Aus seiner besonderen polaren Spannung heraus ist dem Deutschen die Technik Erkenntnisorgan geworden.

Schelling als einer der Edelsten der Edlen hat einmal das tiefe Wort geprägt: „Nur der Schöpfer könnte seine Welt verstehen." Jeder Versuch, die Welt, wie wir sie fertig vorfinden, rein betrachtungsgemäß bis ins letzte zu erkennen, wird uns nie gelingen, denn wir sind selbst Teile dieser Welt. Dies wäre etwa die Aufgabe eines Münchhausen, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen. Aber eins können wir: Wir können eine Welt schaffen, die wir mit vollem Bewußtsein durchdringen können, und diese so von uns geschaffene Welt ist die der Technik.

Wie man sagt, Architektur sei gefrorene Musik, so könnte man auch sagen, Technik sei erstarrter menschlicher Gedanke. Wenn wir durch unsre Fabriken gehen, so umgeben uns Menschengedanken in Eisen und Stein. Wie durchsichtig klar erscheint uns das Gerippe einer eisernen Brücke — wie geheimnisvoll mutet uns die Form einer Blume an. Diese von uns geschaffene Welt ist vielleicht nicht schön, zumindest nicht mit den Augen unsrer Väter gesehen, aber durchsichtig ist sie, und wir haben das Gefühl, daß wir durch die an ihr gewonnenen Erfahrungen auch ein Stück tiefer in die vorgefundene Welt eindringen können. Man könnte sagen: Jeder Schritt nach vorwärts erweitert auch den Blick über den zurückgelegten Weg. So behaupte ich denn, daß das Erkenntnisbedürfnis des faustischen Menschen in den Großtaten deutscher Technik uns allen wie ein offenbares Geheimnis vor Augen liegt und daß die Triebfeder, die zu diesen wunderbaren Schöpfungen geführt hat, in dem Streben nach Erkenntnis und Wahrheit liegt.

Ich sehe in allen diesen deutschen Ingenieurwerken, den Schöpfern wohl meist unbewußt, die alte Sehnsucht der Denker und Dichter weiterleben, und für mich stellt der deutsche Ingenieur mehr als irgendein andrer in seiner Technik die Synthese des Forschers und des Schöpfers dar.

Die Technik erscheint zunächst als geboren nur aus dem reinen zweckgerichteten Denken. Ich halte dies für urfalsch. Ich glaube vielmehr, daß die gestaltenden Triebkräfte der Technik, in gleicher Weise wie die der Kunst, gerade im Volkstümlichen zu suchen sind. Welch tiefen Eindruck haben wir nicht alle bei dem einzig schönen Weltkraftfest erhalten von jenen verborgenen Schätzen, die noch im deutschen Volkstum lebendig sind, die in der modernen Kultur nach Gestaltung drängen, und die der Deutsche unter besseren Daseinsbedingungen, als er sie im letzten Jahrzehnt gehabt hat, zum Segen aller Nationen wird in die Tat umsetzen können.

In diesem Sinne blicke ich voll Hoffnung auf die Zukunft des deutschen Volkes.

Bemerkungen zum Vorstehenden

Dem uns nahegebrachten Wunsch, diese für uns Deutsche so ehrende Rede abzudrucken, haben wir gern entsprochen.

Jedoch glauben wir ein paar kritische Bemerkungen hinzufügen zu sollen.

Es ist richtig, daß wir das am besten erkennen, was wir selbst zweckbewußt und planmäßig herstellen können, insofern darf auch die Technik als „Erkenntnisorgan" bezeichnet werden; andererseits möchte ich aber doch bezweifeln, ob die tiefste Triebfeder des technischen Schaffens „in dem Streben nach Erkenntnis und Wahrheit liegt". Wohl mag in manchem Ingenieur die innere Richtung zum Forschen und zum technischen Schaffen sich noch nicht bewußt differenziert haben. Aber ihrem Wesen und Sinn nach sind diese Tendenzen doch verschieden, die eine, als theoretische, geht lediglich auf Wahrheitserkenntnis, die andere, als praktische, ist „Wille zur Macht", ist das Bestreben, auf Grund der erlangten Naturerkenntnis die Naturkräfte in den Dienst menschlicher Aufgaben zu stellen. Für den Forscher ist die Wahrheitserkenntnis Selbstzweck, für den Ingenieur Mittel zum Zweck.

Ferner ist es richtig, daß zu den Kräften, die in einem lebendigen Volkstum nach Gestaltung drängen, auch die technischen Tendenzen gehören. Sie sind nicht herausgeboren aus „reinem zweckgerichteten Denken", sondern aus dunklen instinktiven Regungen. Es bleibt aber auch im Technischen dem „reinen zweckgerichteten Denken" seine

hohe positive Bedeutung. Steht es nicht am Anfang der Entwicklung, so hat es doch auf höheren Entwicklungsstufen seinen berechtigten Platz.

Ferner ist das, was an „verborgenen Schätzen" (d. h. an Tendenzen zur Wertverwirklichung) in einem lebendigen Volkstum nach Gestaltung und Objektivierung drängt, sehr viel reicher als das Technische. Darin besteht ja gerade ein Zug in der geistigen Krisis unserer Zeit, daß das Technische zu sehr überwiegt, und daß es vielen als Selbstzweck gilt, während es seinem Wesen nach doch nur Mittel sein kann und darf.

Darum wird auch für die Zukunft unseres Volkes der Ingenieur nur in dem Maße Großes bedeuten, als er mehr ist als — bloßer Techniker! A. M.

IV. Zur Frage der Popularisierung Nietzsches

In der September-Nummer habe ich auf die von mir veranstaltete populäre Nietzsche-Ausgabe hingewiesen.

Eine große Schweizer Zeitung brachte darüber eine Besprechung, auf die ich hier eingehe, weil sie in typischer Weise zeigt, mit welcher Leichtfertigkeit gelegentlich Rezensionen abgefaßt werden und wie sehr auch heute noch „Bildungs"-hochmut über Popularisierungsbestrebungen aburteilt, ohne auch nur irgendwie zu begründen.

Die Besprechung lautete:

Nietzsches Werke. Im Alfred Kröner Verlag, Leipzig, ist eine zweibändige, sehr preiswerte Ausgabe von Nietzsches Schriften erschienen, welche alle Werke in sich vereint, die für den Philosophiebeflissenen, der keine Spezialstudien treibt, von Bedeutung sind[1]). Auswahl und Einleitung stammen von August Messer (Gießen). Man hätte sich eine liebevollere und weniger populäre Einleitung gewünscht. „Nietzsche fürs Volk" — das gibt es nicht, soll es auch nicht geben, und darum darf jede Einleitung — auch die zu einer Auswahl — Voraussetzungen an den Leser machen; sie muß ein gewisses Niveau wahren. Die bloße „Ballade des äußeren Lebens" kann nur ein Gerüst bilden. Stilistisch ist Messer nicht immer glücklich: „Nietzsches Bedürfnis nach Selbstzernagung ..." Phantasie eines Philosophieprofessors!

Ich schrieb darauf:

An die Schriftleitung der .....

Sehr geehrter Herr!

Bei der bekannten Gastlichkeit der Schweizer hätte ich gehofft, ein erfreulicheres Gastgeschenk aus der Schweiz mit in die Heimat zu nehmen, als es mir Ihre Zeitung in Nr. 1650 verabreicht.

Ich habe aber die Zuversicht, daß Sie mir wenigstens Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem Sie das Beiliegende unverkürzt zum Abdruck bringen.

Mit vorzüglicher Hochachtung usw.

Meine beigefügte Entgegnung lautete:

In Nr. 1650 der ..... (v. 26. 8. 30) erschien eine Besprechung meiner zweibändigen Nietzsche-Auswahl, die den Satz enthält: „Stilistisch ist Messer nicht immer glücklich: ‚Nietzsches Bedürfnis nach Selbstzernagung ...' Phantasie eine Philosophieprofessors!"

Der Stilist aber, dem hier ein Fehler angestrichen wird, bin nicht ich, sondern ist — Nietzsche! Er selbst hat von seinem Seelenzustand, in den ihn die erste Bekanntschaft mit Schopenhauers Werk brachte, in sehr anschaulicher Weise gesagt: „Das Bedürfnis nach Selbsterkenntnis, ja Selbstzernagung packt mich gewaltsam."

---

[1]) Schon diese Angabe über den Inhalt ist unzutreffend. Denn sie kann nur so verstanden werden, daß ich in meiner Ausgabe lediglich einige Werke Nietzsches (nämlich vollständig!) abgedruckt hätte. Das ist aber nicht der Fall. Vielmehr ist nur der „Zarathustra" unverkürzt wiedergegeben; dagegen von den meisten Schriften die für uns Heutigen bedeutsamen Teile. Ein gewissenhafter Rezensent hätte gerade die dabei getroffene Auswahl zum Gegenstand seiner Beurteilung machen müssen. Hier ist sie nicht einmal bemerkt!

Übrigens habe ich diesen Satz angeführt in einer Stelle (S. XII meiner „Einleitung"), die ausdrücklich als Zitat aus Nietzsche gekennzeichnet ist. [Der Vorwurf des Herrn Rezensenten beweist also zugleich, mit welcher Sorgfalt er seine Besprechung verfaßt hat.[1])]

Es wundert mich deshalb auch nicht, daß der Rezensent in meiner „Einleitung" bloß die „Ballade des äußeren Lebens" Nietzsches gefunden hat. Es gründet sich dieses Urteil wohl darauf, daß man beim Durchblättern auch einige Daten bemerkt. Wer aber diese Einleitung wirklich liest — es braucht nicht einmal „liebevoll" zu geschehen —, der wird finden, daß in ihr gerade die innere Entwicklung Nietzsches und sein Verhältnis zu den großen geistigen Mächten Christentum und Antike, naturalistische und idealistische Weltanschauung, wie endlich seine wechselnde seelische Haltung zu Schopenhauer und Wagner, zu Wissenschaft und Kunst weit eingehender zur Darstellung kommen als der äußere Lebensgang.

Der Herr Rezensent vermißt an meiner Einleitung ein „gewisses Niveau"; sie hätte, wie er sagt, „weniger populär" sein sollen; „‚Nietzsche fürs Volk' gibt es nicht, soll es auch nicht geben."

Es wäre von Interesse, zu erfahren, an welchen Kennzeichen man das von ihm gewünschte „Niveau" erkennen könnte. Etwa daran, daß nichts über Nietzsches Lebensgang gesagt worden wäre — den kennt ja doch jeder „Gebildete"! —, oder daran, daß recht viel Fremdwörter und Fachausdrücke gebraucht worden wären, die der Mann „aus dem Volke" nicht versteht?!

Nietzsche selbst dürfte über die Frage seines „Populär"-werdens ein wenig anders empfunden haben. Er hat doch wohl etwas dabei gedacht, als er den Begriff des „Bildungsphilisters" prägte und als er auf das Titelblatt seines „Zarathustra" schrieb: „Ein Buch für alle (!) und — für keinen!"

Endlich hatte sich der Herr Rezensent meine Einleitung „liebevoller" gewünscht. — Ich möchte meinen, daß man echte „Liebe" für Nietzsche nicht sowohl dadurch beweist, daß man in verehrenden und schwärmerischen Ausdrücken von ihm redet, als vielmehr dadurch, daß man seine Gedanken allen, die ihm innerlich verwandt sind und die ihn fassen können, zugänglich macht, wenn sie vielleicht auch nur die Schule des „Volkes" besucht und von Nietzsche und seinem äußeren und inneren Lebensgang vorher noch nichts gehört haben! Oder möchte man Nietzsches Werke ausschließlich denen vorbehalten, auf die er die Worte gemünzt hat:

„Sie haben etwas, worauf sie stolz sind.
Wie nennen sie doch das, worauf sie stolz sind?
‚Bildung' nennen sie es.
Es unterscheidet sie von den — Ziegenhirten!"

Die Schriftleitung hat auf meinen Brief nicht geantwortet, sie hat auch meine „Entgegnung" nicht abgedruckt; sie hat lediglich die Berichtigung gebracht, der Ausdruck „Selbstzernagung" stamme von Nietzsche.

Es ist natürlich ebenso bequem, jede „Popularisierung" abzulehnen wie jede „Aussprache". So geschieht es denn gar nicht selten, daß literarische Erscheinungen in sachlich ganz ungerechtfertigter Weise „heruntergerissen" werden — manche Rezensenten scheinen darin ihre eigentliche Aufgabe zu sehen! — und daß dem Autor keine Möglichkeit geboten ist, überhaupt zu Wort zu kommen.

Wieviel gewissenhafter würde rezensiert werden, wenn jeder Rezensent damit rechnen müßte, in einer „Aussprache" Rechenschaft zu geben von seinen Beurteilungen!

A. M.

V. Urteil eines heutigen „Gebildeten" über Nietzsche

Ein Dr. med., Sanitätsrat, aus München schreibt mir, er habe sich meine Nietzsche-Ausgabe gekauft. „Ich muß aber gestehen, daß ich geradezu erschrocken bin, wenn die Welt von dem Quatsch soviel hergemacht (so!) hat und machen konnte. Soviel ich bisher da und dort herumgelesen, sind überall ein paar Körnchen von richtiger Kritik

[1]) Den eingeklammerten Satz habe ich, um der Schriftleitung den Abdruck leichter zu machen, in der Reinschrift weggelassen.

oder annehmbarer Kritik vorhanden, aber outriert und in einem langatmigen Wust von blödsinnigen Tiraden und Urteilen eingehackt. Ich frage Sie nun, was kann man eigentlich lesen? Was müßte ich gelesen haben und kennen? Ich fühle mich außerstande, etwa mich durch seine Schriften durchzuarbeiten, denn es ist alles krankhaft-subjektives Gequatsch, verzerrt, übertrieben, eines kranken Geistes..."

Sehr geehrter Herr Sanitätsrat!

Wenn Nietzsche derart auf Sie wirkt, wie Ihr Schreiben vermuten läßt, so dürfte schon aus medizinischen Gründen eine weitere Lektüre für Sie nicht empfehlenswert sein. Was Sie als „Gebildeter" über Nietzsche wissen „müssen", das wußten Sie schon vorher und hat sich Ihnen durch die bisherige Lektüre bestätigt, nämlich: daß er ein halb oder ganz „Verrückter" war, der im Irrsinn gestorben ist.

Ihr A. M.

P. S. Um vom Scherz zum Ernst zu kommen: Wem Nietzsches Schriften zunächst nicht sympathisch sind, wer aber doch Wert darauf legt, ihn zu verstehen, dem empfehle ich, zuerst seine Person und seinen Lebensgang näher kennenzulernen, wofür die zwei Büchlein der Schwester, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, „Der junge Nietzsche" und „Der einsame Nietzsche" (beide Kröner, Leipzig) ein vortreffliches Hilfsmittel darstellen.

Besprechungen

Przywara, Erich, S. J. Ringen der Gegenwart. Augsburg, Filser. 1929. 2 Bände. 985 S. Geb. 30,— Mark.

Das Werk bildet ein höchst bedeutsames Zeugnis der katholischen Bewegung der Gegenwart. Von einer solchen „Bewegung" kann man in doppeltem Sinne sprechen: teils zeigt sich die katholische Welt selbst stärker bewegt, man denke an die katholische „Aktion", teils wird das Katholische als ein schöpferischer Faktor des allgemeinen Geisteslebens tiefer verstanden und vorurteilsloser gewertet.

Die zahlreichen Aufsätze, die der bekannte Jesuitenpater aus den letzten 5 Jahren hier gesammelt hat, gruppieren sich um folgende Themen: 1. Religiöses Ringen, 2. Philosophisches Ringen, 3. Wege der Philosophie, 4. Weg zu Gott, 5. Katholizismus, 6. Kant, Newman, Thomas. Ein besonderer Vorzug des Buches ist seine Sachlichkeit, die vor allem in den Auseinandersetzungen mit den katholischen Denkern sich bewährt. Gegen Kants Denkweise freilich zeigt der Verfasser entschiedenste Abneigung. Echtes Verständnis aber erwächst nur aus Liebe. A. M.

Eschweiler, Karl. Die zwei Wege der neueren Theologie. Augsburg. Filser. 1926. 337 S. Geh. 8,—, geb. 10,— Mark.

Das streng fachwissenschaftliche Werk charakterisiert die „zwei Wege" als Theologie der kritischen Vernunft (Hermes † 1831) und Theologie aus dem Glauben (Scheeben † 1888). Der Verfasser vertritt im Anschluß an die französische Dominikanerschule und abweichend von den Jesuiten eine teleologische Theologie, die in der Offenbarung die Überhöhung und insofern das Ziel der Vernunfterkenntnis erblickt. V.

Cohen, Hermann. Religion der Vernunft (aus den Quellen des Judentums). Frankfurt a. M. Kauffmann. 2. Aufl. 1929. 629 S. Geh. 18,—, geb. 20,— M.

Es ist sehr zu begrüßen, daß von diesem bedeutenden Werk, dem das Haupt der Marburger Philosophenschule († 1918) die letzten Jahre seines Lebens gewidmet hat, bereits jetzt eine 2. Auflage nötig geworden ist. V.

Tillich, Paul. Der Protestantismus als Kritik und Gestaltung. Darmstadt. Reichel. 1929. 407 S.

Die hier vereinigten Aufsätze bilden das 2. Buch des „Kairos-Kreises", dessen 1. Buch („Zur Geisteslage und Geisteswendung") ja viel Beachtung gefunden hat.

Das gemeinsame Streben der Verfasser ist, aus der Kritik zur positiven Gestaltung zu gelangen, die schaffenden Kräfte im Protestantismus zu aktivieren. Fr.

Dixelius, Hildur. Sara Alelia. Roman. München, Beck. 509 S.

Ein Roman von philosophischem Gehalt, sofern er tiefe Einblicke eröffnet in Menschenwesen und Menschenschicksal.

Die Gabe anschaulicher Zeit- und Milieuschilderung und plastischer Gestaltung von Charakteren zeichnet die Verfasserin aus. A. M.

v. Aster, Ernst. Die Psychoanalyse. Berlin, Wegweiser-Verlag, 1930. 296 S.

Die psychoanalytische Literatur ist nachgerade kaum noch übersehbar. Angesichts dieses Sachverhalts ist ein Buch sehr zu begrüßen, das, wie das vorliegende, über alles Wesentliche in Freuds Trieblehre trefflich orientiert und dabei auch zu kritischer Stellungnahme anregt. Fr.

Schlegel, Emil. Innere Heilkunst bei sog. chirurgischen Krankheiten. 5., neubearb. Aufl. Regensburg, Sonntag, 1930. 396 S.

Bei der Vertrauenskrise, die für die „offizielle" Medizin unserer Universitäten heute besteht, wird dieses Werk vielen, die innerlich schwankend geworden sind, Klärung und Festigung bieten können; es wird insbesondere geeignet sein, die Wendung, die sich bei Vertretern der Universitäts-Medizin (wie Bier, Sauerbruch u. a.) angebahnt hat, weiter zu fördern, nämlich in der Richtung, daß man die Unnatürlichkeit zwangsweiser, insbesondere chirurgischer Eingriffe und die Überlegenheit der heilenden Innenkraft des Organismus immer mehr anerkennt.

Unser Werk enthält nicht nur Medizinisches (im Sinne der Homöopathie), sondern auch eine tiefdringende Philosophie der Medizin. A. M.

Lippmann, Walter. Die sittliche Lebensform des modernen Menschen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1930. 350 S. Geb. 9 M.

Dieses von Prof. Sackmann vortrefflich aus dem Amerikanischen übersetzte Werk ist für uns Deutsche deshalb von besonderem Interesse, weil es zeigt, daß die religiös-sittlichen Probleme, mit denen wir ringen, drüben in Nordamerika in ganz ähnlicher Weise empfunden werden, und daß besonnene, reife Menschen die Lösung tatsächlich auf demselben Wege suchen, den unsere an Kant und der Wertphilosophie orientierte Ethik auch eingeschlagen hat. Diese Ethik eines mitten im Leben stehenden Praktikers ist wirklich Lebensphilosophie. A. M.

Unold, Johannes. Lebensanschauungen höherer Kulturen. München, Reinhardt, 1930. 124 S. Geh. 2,80, geb. 4,50 Mark.

Mehr und mehr setzt sich die Erkenntnis durch, daß es wichtig ist, die Fragen der Weltanschauung von denen der Lebensanschauung zu scheiden. Dort handelt es sich um religiöse oder philosophische (genauer metaphysische) Deutung der Wirklichkeit, hier um Stellungnahme zu obersten Werten, durch deren Verwirklichung wir unserem Leben Sinn geben können. Bei der tiefen Verschiedenheit der Weltanschauungen und der geringen Aussicht, zu wirklicher Erkenntnis der letzten Tiefen der Wirklichkeit zu gelangen, ist eine Einigung auf dem Gebiete der Lebensanschauung eher zu erwarten. Dazu weist dieses Buch Wege. Auf Grund einer kritischen Würdigung vergangener Lebensanschauungen arbeitet der bekannte und vielerprobte Verfasser eine Sittenlehre in deutschem idealistischen Geiste heraus, die trotz der Verschiedenheiten der Weltanschauungen doch für Deutsche ein einigendes Band abgeben könnte. A. M.

Eingegangene Schriften

Ruckhaber, Ernst, Relativia. Roman eines Propheten. Berlin-Spandau, Dr. W. Kuntz. 83 Seiten.

Bô Yin Râ, Das Gespenst der Freiheit. Basel-Leipzig, Kober 1930. 198 S.

Flournoy, Th., Die Philosophie von William James. Übersetzt von Hel. Baumgarten. Tübingen, Mohr 1930. 126 Seiten. 7.60 Mark.

Ziehen, Th., Die Stellung der Philosophie zu den großen Ereignissen der Geschichte. Halle, Niemeyer 1930. 42 Seiten. Kart. 2.20 Mark.

Achelis, Werner, Principia mundi. Versuch einer Auslegung des Wesens der Welt. I. Bd. Stuttgart, Püttmann 1930. 205 Seiten. 10.— Mark.

Eschmann, Ernst Wilhelm, Der faschistische Staat in Italien. Breslau, Hirt 1930. 144 Seiten. Geb. 3.50 Mark.

Cardone, D. A., Il Relativismo gnoseologico nella filosofia moderna. Palmi. Genovesi 1929. 149 S.

Publicatione de la coaliation internationale. (Dotation Carnegie pour la paix).
Baker, L'esprit américain, 1928. 125 S. 4 Fr.
Tibel, Le Problème des Minorités etc. 1929, 114 S. 4 Fr.
Mallet, Rich. Cobden. 1929. 46 S. 3 Fr.
Stuart, La Politique étrangère des Etats unis et l'Amérique Latine. 1930. 162 S. 4 Fr.

Dingler, Hugo, Metaphysik als Wissenschaft. München 1929, Reinhardt. 336 S. Geh. 11,50 Mark; geb. 14,— Mark.

Koenig, Jos., Das Ethos der Jugendbewegung in Deutschland mit bes. Berücksichtigung der freideutschen Jugendbewegung. Düsseldorf 1929, Schwann. 407 S. Geh. 12,50 Mark.

Druckfehler-Berichtigung

In dem Aufsatz von Weidner (Nov.-Heft) Seite 325 ist zu lesen Abs. 3, Zl. 30: ewig [nicht wenig]; Abs. 4 Zl. 36: Wertdenken [nicht Wortdenken.]

An unsere Leser!

Als sinnige Weihnachtsgabe empfehlen wir ein Abonnement auf „Philosophie und Leben„ für den Jahrgang 1931. Ein solches Geschenk schenkt sich mit jedem Monat aufs neue!

Auch möchten wir unsere Abonnenten bitten, trotz der wirtschaftlichen Not uns auch im neuen Jahre treu zu bleiben und — persönlich neue Abonnenten zu werben. Wir haben die Zuversicht, daß das, was unsere Zeitschrift bietet, manchem die inneren Kräfte stärkt, die er zur Überwindung der äußeren Not braucht.

Der Herausgeber.

Aufsätze können z. Z. nicht angenommen werden. Beiträge zur „Aussprache" sind willkommen.

„Philosophie und Leben" kann nur durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag (Postscheck: Leipzig 9886, Wien 156 712), nicht durch die Postzeitungsliste bezogen werden.

Das Abonnement läuft, ohne daß es einer besonderen Erneuerung bedürfte, weiter, wenn die Abbestellung nicht bis zum 15. des letzten Quartalsmonats beim Verlag erfolgt ist.

Unverlangt eingesandte Schriften werden nach Ermessen der Schriftleitung besprochen. Rücksendung findet nicht statt.

Verantwortlich für Aufsätze und Aussprache: Univ.-Prof. Dr. A. Messer, für das übrige Frau Paula Messer geb. Platz, Gießen, Stephanstr. 25. — Wenn nichts Gegenteiliges bemerkt ist, wird vorausgesetzt, daß Zuschriften an die Schriftleiter in der „Aussprache" (ohne, auf Wunsch mit Namensnennung) verwendet werden dürfen. Für unverlangte Manuskripte wird nicht gehaftet. Rücksendung nur, wenn Porto beiliegt.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA K.U.L.

Philosophie und Leben

Aufgabe:

Nie war Philosophie nötiger als heute, um große Ziele zu schauen, die außerhalb des Alltags liegen. Das Bedürfnis ist da. Oft schläft es. Philosophie und Leben will es wecken.

Weg:

Wenn Klarheit über das Leben gesucht werden soll, so darf man den Unterschied dessen, was ist, von dem, was als Wert und Aufgabe anerkannt werden soll, nicht mit Phrase und Fremdwort verkleistern. Philosophie und Leben will dieser Einsicht gerecht werden.

Inhalt:

Kostenlos erhältliche Probehefte zeigen, wie die gestellte Aufgabe gelöst wird und wie viele Wege zu erschließen sind, um die Verbindung zwischen Philosophie und Leben zu erreichen. Besonders wichtig ist dafür die „Aussprache".

Was die Leser sagen:

Philosophie soll meines Erachtens nicht nur „theoretisch" sein, sondern auch an der Gestaltung des sittlichen Lebens des Menschen mitarbeiten. Das kann sie natürlich nur, wenn sie „populär" ist. August Messers Zeitschrift „Philosophie und Leben" ist das im idealsten Sinne des Wortes. Nach diesen Worten brauche ich wohl nicht besonders zu betonen, daß und wie hoch ich sie schätze. Prof. Dr. Hans Driesch

Hier finden gerade die weniger geschulten Menschen leichtverständliche Abhandlungen und Lebensfragen gelöst, mit denen sie vielleicht schon lange kämpfen, sich aber damit nicht an die Öffentlichkeit getrauten. Gerade der weniger gebildete einfache Mensch grübelt viel, und er ist es auch, dem der Weg zur Öffentlichkeit so schwer wird, eben weil er nicht weiß, an wen er sich halten kann. Wie froh bin ich, die Zeitschrift gefunden zu haben. O. K. an den Herausgeber

Wer aus innerer Bedrängnis mit philosophischen Fragen zu ringen beginnt und einen Weg zu philosophischem Denken sucht, wird in den Heften dieser Zeitschrift manche Hilfe finden.

E. Ungerer im Karlsruher Tagblatt

Florian Geyers Dolchstoß:

„dem deutschen Parteigeist in das Gesicht!" wäre das treffendste Motto für das Buch des berühmten Göttinger Historikers Max Lehmann:

Freiherr vom Stein

3. Auflage, 631 Seiten mit Bildnis Geh. 11.– Lwd. 14.—

*

Göttingen Postfach 77

Verlag von

Über die Begehrlichkeit und den Geschäftssinn stellte Stein das Notwendige, das Gebot des Augenblicks. Steins Leben ist ein Wegweiser zu den Charaktereigenschaften, die Deutschland groß gemacht haben, und diese Biographie ein leuchtendes Beispiel, wie Wissenschaft zur Volkstümlichkeit heraufsteigt (daher v. Preuß. an erster Stelle als Schulprämie empfohlen!).

Vandenhoeck und Ruprecht

Dieselbe geschmackvolle

Ganzleinen-Einbanddecke

wie für die früheren Jahrgänge steht zum Preise von 1 RM zur Verfügung auch für den mit diesem Heft abgeschlossenen

Jahrgang 1930

von Philosophie u. Leben.

Bestellkarte liegt bei

Kürzlich erschienen!

EUROPA UND ASIEN

(Untergang der Erde am Geist)

von

THEODOR LESSING

5., völlig neugearbeitete Auflage. 7.80, Leinen 9.80

Hier kämpft ein gütiger, leidender, von universalen Gesichten geplagter Mensch einen seltsamen und ergreifenden Kampf. Da steht ein Wissenschaftler, der einerseits belastet ist vom Wissen, dessen er bedarf, um seine Gesamtschau zu gestalten, der es andererseits immer preiszugeben bereit ist, wenn ihm ein menschliches und beglückendes Ergebnis in den Schoß fällt ... Das Buch muß in einem großen Zuge gelesen werden, um seinen großen Inhalt deutlich herzugeben. Tritt man aus einem solchen schwierigen Engpaß wieder heraus, dann genießt man ganz klare und reine Abschnitte, die in ihrer Weisheit in der Richtung fördern, die heute nötig ist ... Der Klageruf vom sterbenden Pan durchzieht auch dieses Werk, aber Lessing sieht die Realität, die Unabwendbarkeit unseres Geschickes und stellt sich auf das Kommende ein. Dieser Brückenschlag vom verletzten und gefährdeten Menschentum her in die kommende Welt ist wohl das Schönste in diesem Buche.

Dr. E. Diesel in der „Neuen Erziehung".

VERLAG FELIX MEINER IN LEIPZIG